



Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

58. Band. Verbrecherjagd auf dem Cölner Karneval.



Titel und Ausstattung sind patentamtlich geschützt.

„Lüftet die Maske, edler Spanier!“ höhnte Sherlock Holmes. „Sie, Fred Morris, und Ihre Begleiterin Mary Smith, sind die Räuber der belgischen Kronjuwelen!“

Diese Wochenschrift darf in Leihbibliotheken und Lesezirkeln nicht geführt werden.

58

Verbrecherjagd auf dem Cölnner Karneval.

1. Kapitel.

Der Raub der belgischen Kronjuwelen.

In dem in altflämischem Stil eingerichteten und behaglich durchwärmten Raume einer der schönsten Villen im Quartier Leopold zu Brüssel saßen zwei Herren in erregter Unterhaltung.

„Und das ist alles, was du mir über die Sache mitteilen kannst?“ fragte der ältere der beiden, indem er aufsprang und einigemal hastig durchs Zimmer schritt.

„In der Tat alles, lieber Onkel.“

Auch der jüngere stand auf und trat ans Fenster. Einen Augenblick lang herrschte drückendes Schweigen, das nur von dem Geräusch unterbrochen wurde, welche das Auf- und Abgehen des älteren Herrn verursachte.

Dieser, Graf Paul de Ronsard, war eine hohe, stattliche Gestalt; man sah ihm ohne weiteres an, daß er früher Offizier gewesen war. Sein ganzes Benehmen hatte etwas Gebieterisches an sich. Jetzt trat er an seinen Neffen François de Ronsard heran und ließ seine rechte Hand schwer auf dessen Schulter fallen.

„Weißt du auch, François,“ sagte er mit eherner Stimme, „daß du verloren bist, wenn die Juwelen nicht in kürzester Zeit wieder herbeigeschafft werden?“

Der mit François Angeredete zuckte zusammen, dann aber drehte er sich herum und sah seinem Onkel fest ins Angesicht.

„Ich weiß es! Und es wird mir nichts anderes übrig bleiben, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“

Graf Paul schnippte mit den Fingern und warf

einen fast geringschätzigen Blick auf den jüngeren Mann.

„Ich habe von jeher den Selbstmord verachtet,“ rief er heftig, „und deine Aeußerung beweist mir wieder, daß er gewöhnlich das letzte Mittel für solche ist, die nicht den Mut oder auch nicht die Fähigkeit haben, einer sich bietenden Schwierigkeit mannhaft entgegenzutreten.“

Pfui! François, wie kannst du von so etwas überhaupt reden. Viel richtiger wäre es doch, du würdest alle deine Tatkraft zusammenraffen und dich bemühen, die frechen Räuber zu entdecken und ihnen die gestohlenen Schätze zu entreißen.“

„Es ist ja alles geschehen, lieber Onkel, was ich tun konnte,“ versicherte François, „ich habe zunächst den Polizeikommissar von dem Verluste benachrichtigt und ihn gebeten, die Sache, so lange es irgend geht, geheim zu halten, gleichzeitig aber alles aufzubieten, der Juwelen habhaft zu werden. Ich habe ferner seinen Rat befolgt und an den größten Detektiv der Jetztzeit telegraphiert. Noch steht seine Antwort aus; wenn er aber die Sache übernimmt, so versicherte mir wenigstens der Polizeikommissar, Monsieur Sourens, können wir überzeugt sein, daß die Staatsjuwelen wieder herbeigeschafft werden, falls dies überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liegt.“

Graf Paul de Ronsard machte eine wegwerfende Geste:

„Also an einen Detektiv hast du telegraphiert, François. Hm, das sieht dir ähnlich. Statt daß du selbst die Fäden in die Hand nimmst und die Spuren verfolgst, wendest du dich an Hinz und Kunz, verträdelst die Zeit mit unnötigen Telegrammen, Verhandlungen und Besprechungen, während der Dieb inzwischen natürlich bis ans Ende der Welt gelangt.“

kann. Wie heißt denn diese Perle aller Detektive, auf die du nun Häuser baust?"

"Aber mein Gott, Onkel, was sollte ich anderes tun? Ich kann doch nicht in Brüssel herumlaufen oder von einer Stadt zur andern ziehen, um in Verbrecherkneipen und den Schlupfwinkeln lichtscheuer Elemente Nachforschungen anzustellen. Dazu fehlt mir vor allem die Befähigung. Es ist doch ganz selbstverständlich, daß man sich in so einem Falle an Leute von Beruf wendet, und du müßtest es doch anerkennen, daß ich den berühmtesten Mann ausgesucht habe, der überhaupt existiert."

Graf Paul verschränkte die Arme über der Brust und fragte noch einmal in ziemlich spöttischem Tone:

"Nun, wer ist denn das?"

"Es ist ein Detektiv aus London, ein Mr. Sherlock Holmes, der daselbst in der Bakerstreet wohnt, und von dessen Befähigung und Geschicklichkeit mir Lourens nicht genug erzählen konnte."

Wie mit einem Schlage veränderte sich die Haltung des Grafen Paul de Kongsard. Er ließ die Arme herabsinken und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

"Sherlock Holmes, sagtest du? Ja freilich, wenn du den bekommen könntest, dann wäre Hoffnung vorhanden! Aber täusche dich nicht, mein Junge. Sherlock Holmes ist nicht nur der zuverlässigste, geschickteste und tüchtigste Detektiv der Welt, sondern auch der teuerste. Ein kleines Vermögen wird es dich wohl kosten, nicht sowohl wegen des bedeutenden Honorars, das du ihm zahlen mußt, sondern auch wegen der Spesen, die er entstehen läßt. Ich kenne Sherlock Holmes von früher her. Vor etwa acht Jahren habe ich ihn in Monte Carlo gesehen. Er war damals hinter einem Verbrecherpaar her, das er über die halbe Welt verfolgte, bis es ihm gelang, ihrer in dem Paradies des Teufels habhaft zu werden. Man erzählt Wunderdinge von der genialen Art, mit der sich die beiden Verbrecher ihrem Verfolger immer und immer wieder zu entziehen wußten und von den Mitteln und Wegen, die dieser wählte, um immer und immer wieder auf ihre Fährte zu gelangen. — Wie gesagt, Kosten dürfen keine Rolle spielen."

"Tun sie auch nicht, Onkel. Bedenke, die Juwelen repräsentieren einen ungeheuren Wert. Davon habe ich ja allerdings nichts, weil ich nur ihr Konservator bin, aber meine Ehre, meine Pflicht und, wie ich vorhin andeutete, auch mein Leben erfordern, daß sie unter allen Umständen herbeigeschafft werden, sollte ich auch dadurch an den Bettelstab kommen."

Ein freundlicher Blick traf den jungen Grafen, und versöhnt reichte ihm sein Onkel die Hand.

"So gefällst du mir, Junge. Ich sehe, daß du noch etwas auf das höchste Gut des Menschen hältst,

nämlich auf die Ehre, und daß du bereit bist, deine Pflicht auf jeden Fall zu erfüllen. Mir würde es schrecklich sein, wenn ein Graf de Kongsard in einen schlimmen Verdacht geriete."

"Verdacht? Wie meinst du das?"

Die Züge des Grafen Francois drückten den höchsten Grad von Schrecken aus, als er diese Worte hervorstieß.

"Nun, das ist doch klar, lieber Freund," antwortete Paul de Kongsard ruhig, "dir sind Juwelen von unermäßigem Werte anvertraut; — sie sind verschwunden, und kein Mensch ahnt, wo sie geblieben sind. Da liegt es doch sehr nahe, zu vermuten, daß der Konservator"

"Vollende nicht, Onkel! Es ist zu entsetzlich, was du aussprechen willst. Wenn nur erst Sherlock Holmes hier wäre."

Ein leises Klopfen wurde in diesem Moment an der Tür hörbar.

"Herein!"

Ein glattrasierter Kammerdiener in eleganter, fleidsamer Livree erschien und meldete, daß sich draußen ein Mann befinde, der mit aller Gewalt sofort mit Graf Francois de Kongsard sprechen wolle, weil es sich um eine sehr wichtige Privatangelegenheit handle. Es sei allem Anscheine nach ein Mann der niederen Bevölkerungsklassen Brüssels, er sehe wie ein Marolle aus, weigere sich, seinen Namen anzugeben und ließe sich unter keinen Umständen abweisen.

"Führen Sie ihn herein," entschied Graf Francois nach kurzer Ueberlegung, "vielleicht bekomme ich durch ihn einen Fingerzeig," wandte er sich an seinen Onkel.

"Was ist denn das, ein Marolle?" fragte dieser, der von der Unterbrechung des Gespräches nicht gerade entzückt schien.

"So nennt man die Leute, die in der Nähe der Porte de Hal wohnen; ihre Sprache ist ein wunderliches Gemisch von Flämisch und Wallonisch, und sie sind im allgemeinen hier nicht beliebt."

"Ja, ja, ich erinnere mich," nickte Graf Paul, "auf meinem Gut in den Ardennen werden mir mehr und mehr die merkwürdigen Typen der Hauptstadt fremd."

Wieder öffnete sich die Tür, und herein trat ein alter, gebrechlicher Mann mit weißem, vielfach gelichtetem Haar, struppigem Barte und in einer Kleidung, der man ansah, daß sie schon viele Jahre ihre Dienste tat und dabei sehr in Anspruch genommen worden war. Einen dicken, gedrehten Knotenstock hielt der Alte in der linken Hand, während er in der rechten eine Ballonmütze verlegen hin und her drehte. Der Kammerdiener blieb respektvoll unter der Tür

stehen, vielleicht in der Annahme, daß er sofort das Individuum, das gar nicht in diese Umgebung paßte, wieder hinaus zu befördern hätte.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte Graf François, dessen Hoffnung beim Anblick des reduziert aussehenden Alten verschwunden war.

Verlegen wiegte dieser den Kopf hin und her, drehte sich halb nach dem Kammerdiener um, hob erst den linken, dann den rechten Fuß in die Höhe und deutete durch dieses alles an, daß ihm die Hervorbringung seines Wunsches in Gegenwart des Kammerdieners schwer falle. Graf Paul de Ronsard hatte den Alten schärfer ins Auge gefaßt.

„Treten Sie einen Augenblick hinaus,“ befahl er dem Kammerdiener, „wenn wir Sie wünschen, werden wir klingeln.“

Kaum hatte sich die Tür hinter dem Diener geschlossen, so veränderte sich mit einem Schlage die Haltung des Alten. Mit kräftigem Ruck schnellte er in die Höhe, die nachlässige, schlottrige Haltung der Arme und Beine verschwand, man konnte fast glauben, daß man einen in Lumpen gehüllten Edelmann vor sich habe.

„Ich bin Sherlock Holmes,“ sagte er einfach mit leiser Stimme.

„Sherlock Holmes?!“ wiederholte François de Ronsard.

„Nicht so laut, wenn ich bitten darf,“ flüsterte dieser, „oder schicken Sie wenigstens erst den Kammerdiener fort, der sicher vor der Tür steht und lauscht.“

François schüttelte den Kopf mit einer Miene, die andeutete, daß in seinem Hause so etwas nicht vorkomme; dann trat er an die Tür, öffnete diese mit jähem Ruck und erhielt dabei einen tüchtigen Stoß von dem Kopf des Kammerdieners, der durch das Schlüsselloch geblickt hatte und jetzt in die Höhe fuhr.

„Entschuldigen Sie,“ stotterte er, „mir ist hier etwas heruntergefallen, das ich aufheben wollte.“

Ein gebieterischer Fingerzeig seines Herrn belehrte ihn, daß er sich so schnell als möglich weit aus dem Bereich der Tür zu entfernen habe, was er denn auch beflügelten Schrittes tat.

Sherlock Holmes ließ vergnügt die Finger knacken.

„Also in Brüssel ganz wie in London,“ konstatierte er lächelnd. „Die Diener verlieren immer etwas vor der Tür ihrer Herrschaft, wenn darin Geheimnisvolles verhandelt wird. — Ich habe Ihre Depesche gestern gegen Abend erhalten und hatte noch Gelegenheit, einen Dampfer zu erreichen, der es mir ermöglichte, mich schon jetzt bei Ihnen einzufinden. Um was handelt es sich?“

Graf François bot dem Besucher einen Stuhl an, dann nahmen auch er und sein Onkel ihre alten Plätze ein.

„Ich muß gestehen, Mr. Holmes,“ begann der junge Graf. „daß ich Sie mir anders vorgestellt hatte. Indessen ist es ja gleichgültig, wie Sie aussehen. Die Hauptsache ist, daß Sie mir aus meiner schrecklichen Verlegenheit helfen können, und ich bemerke gleich zu allem Anfange, daß es mir weder auf ein sehr hohes Honorar noch auf erhebliche Spesen und Kosten ankommen wird.“

„Was für eine Vorstellung hatten Sie denn von meiner Person?“ fragte Sherlock Holmes, indem er aufmerksam den kostbaren Lüster betrachtete, der in der Mitte des Zimmers hing.

„Hm, was soll ich sagen,“ antwortete Graf François verlegen, „ich weiß es eigentlich selbst nicht. Aber . . . jedenfalls . . .“

„Nicht so verwahrlost und verkommen jedenfalls,“ ergänzte Sherlock Holmes, indem er mit besonderem Interesse einen Arm des Lüsters ins Auge faßte, „vielleicht mehr als Gentleman. Nun, das tut aber nichts zur Sache. Vielleicht haben Sie im Verlaufe unserer Beziehungen Gelegenheit, mich auch in einer andern Gestalt kennen zu lernen. Für jetzt hielt ich es für besser, in unauffälliger Weise bei Ihnen vorzusprechen, und zwar in einer Gestalt, die hier in Brüssel ja nichts Seltenes ist, nämlich als Bewohner der Porte de Hal. Es wäre mir sogar angenehm gewesen, wenn Ihr Diener mich etwa gar in irgendeiner Weise mit dem Verbrechen in Beziehung bringen würde, das offenbar hier begangen worden ist. Leider ist mir nun meine Absicht mißglückt.“

„Mißglückt?“

„Natürlich! Glauben Sie etwa, der Kammerdiener, der in so günstigen Momente draußen etwas zu verlieren wußte, habe meinen Namen nicht nennen hören, den Sie mit bewundernswerter Deutlichkeit ausgesprochen haben? — Doch das ist nun nicht mehr zu ändern. — Erzählen Sie mir jetzt, bitte, möglichst ausführlich, um was es sich handelt.“

„Vor einer Reihe von Jahren wurde für den Schatz der Krone eine Anzahl kostbarer und ganz eigenartig geformter altitalienischer Schmuckstücke erworben. Es befinden sich unter diesen Preziosen Edelsteine von fast unschätzbarem Werte, vor allem ein etwa nußgroßer Diamant, der den größten der bekannten Steine wohl kaum an Umfang, Feuer und Schönheit des Schliffes nachsteht. Doch abgesehen von diesem Glanzstücke enthielt der Schatz noch andere kostbare Edelsteine und Perlen. Außerdem ist aber die Fassung eines jeden einzelnen Steines ein Kunstwerk und allein schon ein Vermögen wert.“

Diese Juwelen sowie andere Kostbarkeiten der Krone sind mir zur Konservierung übergeben; ich genoß nämlich bis daher das unbegrenzte Vertrauen des

Königs und habe auch seit Jahren dasselbe in jeder Weise gerechtfertigt.

Selbstverständlich sind alle Maßregeln getroffen, die eine Sicherung dieses Teils des Kronschatzes gewährleisten. Sie können sich vorstellen, daß der Raum, in dem er aufbewahrt wird, mit allen Garantien der Sicherheit, die die moderne Technik bietet, versehen ist, also Panzerwände und -türen, Sicherheits-schlösser, elektrische Lärmapparate und was dergleichen mehr ist. Außerdem wird sowohl das Haus wie speziell auch jener Raum Tag und Nacht überwacht.

Als ich nun gestern früh, wie ich das häufig tue, die Schätze einer Revision unterziehe, fehlt das Kästchen, in dem die eben beschriebenen kostbaren Juwelen verwahrt werden. Ich habe den kleinen Raum hundertmal durchsucht, in allen Ecken und Winkeln herumgestöbert, jedes Stück der andern Schätze von seinem Platze genommen, jede Kassette, jedes Fach aufs gründlichste nachgesehen — das Kästchen ist verschwunden. Wände, Decke und Fußboden des Raumes sind unverletzt, desgleichen die Tür und das Schloß. Die Tür war vorschriftsmäßig verschlossen, der Wächter hatte seinen Platz nicht verlassen. Ich stehe vor einem Rätsel!"

"Weiter?" fragte Sherlock Holmes, dessen Miene bis dahin fast vollständige Gleichgültigkeit gezeigt hatte.

"Weiter?" fragte Graf Francois, "das ist alles!"

"Ja, ich meine, was Sie dann getan haben."

"Ich habe selbstverständlich den Raum sofort wieder verschlossen, habe den Wächter ins Gebet genommen, den Hausmeister befragt, und bin dann augenblicklich zum Polizeikommissariat gefahren und habe einem der tüchtigsten Polizeikommissare Brüssels, Mr. Lourens, meinen Verlust mitgeteilt."

"Ich kenne Mr. Lourens," schaltete Sherlock Holmes ein.

"Dieser riet mir, Ihnen den Fall zu übertragen, in seinem Zimmer haben wir die Depesche an Sie verfaßt, und einer der Vertrautesten aus der Umgebung Lourens hat sie besorgt."

"Dann ahnt also niemand von Ihrer Dienerschaft, daß Sie mich telegraphisch herbeigerufen haben?" fragte Sherlock Holmes.

"Ich glaube nicht," bestätigte Graf Francois, "ich wüßte wenigstens nicht, wie man es erfahren haben sollte."

Weiter habe ich noch nichts getan. Nur an meinen Onkel, der in den Ardennen ein Gut besitzt, telegraphierte ich, daß er mich in einer ungemein wichtigen Angelegenheit besuchen möchte. Er ist vor einer guten halben Stunde eingetroffen; darf ich die Herren bekannt machen?"

"Nicht notwendig," entgegnete Sherlock Holmes,

"ich hatte bereits früher Gelegenheit, den Herrn Grafen Paul de Ronsard kennen zu lernen, und zwar in . . ."

"In Monte Carlo," ergänzte Paul de Ronsard, indem er sich erhob. "Ich hatte damals das Vergnügen, Sie einen Ihrer schönsten Triumphe feiern zu sehen."

"Ganz recht, Herr Graf, wir haben sogar einen Abend zusammen verlebt, wie Sie sich gewiß auch noch erinnern werden."

"Ganz sicher, Mr. Holmes, und als Sie vorhin eintraten, habe ich trotz Ihrer trefflichen Verkleidung unter Ihren Lumpen sofort vermutet, daß . . ."

"Der englische Polizeispitzel vor Ihnen stehe," vollendete Holmes lachend. "Uebrigens wird mir die Erinnerung an Monte Carlo dadurch etwas getrübt," fuhr er ernsthaft werdend fort, "daß jene beiden Verbrecher — es war ein Portugiese und ein Westreicher —, die ich mit vieler Mühe und unter zahllosen Gefahren endlich zur Strecke gebracht hatte, zwar nach England ausgeliefert worden sind, daß sie dort aber durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit beide einige Tage vor ihrer Hinrichtung entfliehen konnten. Man hat bis jetzt keine Spur von ihnen gefunden. Na, meine Schuld ist es nicht, mir ist es übrigens, als wenn ich eines Tages doch noch sehen würde, wie beide Schurken einen englischen Galgen zieren werden. — Was übrigens Ihren Fall anbelangt, Herr Graf," wandte sich der Meisterdetektiv wieder an Francois de Ronsard, "so bin ich bereit, ihn unter gewissen Bedingungen zu übernehmen."

"Sie sind im voraus zugesichert."

"Zunächst müssen Sie mir volles Vertrauen schenken und mir Befugnis erteilen, in Ihrem Hause und auch in Ihrer Schatzkammer ganz nach Belieben ein- und ausgehen zu dürfen, Sie müssen mir gestatten, ganz wie zu Ihrer Familie zu gehören. Selbstverständlich," fügte er lächelnd hinzu, "werde ich in diesem Falle für die entsprechende Toilette sorgen. Außerdem muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß die Ermittlung so raffinierter Verbrecher, mit denen wir es hier ohne Zweifel zu tun haben, nicht unerhebliche Kosten macht."

"Ich stelle Ihnen mein ganzes Vermögen zur Verfügung."

"Und im Notfalle, Mr. Holmes," warf Paul de Ronsard ein, "verfügen Sie auch über das meinige."

"Nun, nun," wehrte der Detektiv ab, "so gefährlich wird es ja schließlich nicht werden. Ich mußte nur völlige Klarheit darüber haben, wie weit ich in dieser Hinsicht gehen kann. Nun werde ich Sie wieder verlassen. Sie werden den Kammerdiener herbeiklingeln, diesem sagen, daß er mich hinausführen soll und daß ich wahrscheinlich morgen oder übermorgen wieder-

kommen würde, um Ihnen ein merkwürdiges, altes Bild zu verkaufen, in dessen Besitz ich mich befände. Damit hat dann die Dienerschaft eine Erklärung dafür, daß ich als verlumpfter Marolle es gewagt habe, bei Ihnen vorzusprechen. Freilich befürchte ich, man hat leider schon erfahren, wer ich in Wirklichkeit bin. Immerhin kann aber versucht werden, das Infognito noch weiter zu wahren. Dann darf ich Sie wohl bitten, heute abend eine kleine Gesellschaft zu arrangieren, zu der Sie unter andern auch den Vicomte de Hallencourt einladen werden. Unter diesem Namen werde ich nämlich in zwei Stunden im Brabanter Hof mit meinem Diener absteigen."

"Es wird alles pünktlich Ihren Anordnungen entsprechend geschehen," versicherte François de Ronsard, "was soll ich meinerseits weiter in der Angelegenheit tun?"

"Gar nichts, überlassen Sie, bitte, alles mir. Und nun klingeln Sie."

Damit erhob sich der Detektiv und schob den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, an seinen Platz zurück. In diesem Moment klappte seine Gestalt wieder zusammen, Arme und Beine nahmen ihre alte, schlott-rige Haltung wieder an, selbst die Augen schienen einen müden, verlebten Ausdruck zu haben. Verlegen drehte der Marolle die Mütze in der Hand, während er den dicken Knotenstock unter den Arm gesteckt hatte.

"Jean," redete François de Ronsard den eintretenden Kammerdiener an, "führe diesen Mann wieder hinaus. Er hat mir ein altes Bild zum Kaufe angeboten, das mir hinlänglich interessant erscheint, um ihn in einigen Tagen wieder zu empfangen, wenn er es mir zur Ansicht bringt."

Mit einer stummen Verbeugung öffnete Jean die Tür. Ein kaum bemerkliches, verächtliches Lächeln glitt über sein glattes Gesicht, als er den linkischen, plumpen Diener bemerkte, mit dem der Marolle sich von den beiden Herren verabschiedete. — Kaum hatte Jean die Türe hinter sich geschlossen, so wendete sich der Alte nach ihm um.

"Seine Herrschaft," flüsterte er mit breitem Grinsen, "mußt es gut hier haben."

Jean würdigte ihn keiner Antwort. Man war an der Treppe angelangt.

"Schönes Haus," fuhr der Zerlumpte fort, "herrliche Treppe! Hier möcht' ich wohnen!"

Wieder keine Antwort.

"Du! Gibt's hier auch 'nen Schnaps oder 'n Butterbrot?"

"Wollen Sie sich nicht beeilen? Ich habe mehr zu tun," versicherte Jean von oben herab; "dort unten ist die Haustür."

Ein böser Blick traf den würdevollen Kammerdiener:

"Bist du aber unfreundlich!"

Damit stieg der Marolle die Stufen hinab, indem er ärgerlich vor sich hinbrummte. Jean blieb oben an der Treppe stehen, bis er sich überzeugt hatte, daß der Portier den Verwahrlosten in Empfang genommen und kurz und bündig vor die Tür geführt hatte.

2. Kapitel.

Kreuz und quer durch Brüssel.

Schleppenden Schrittes spazierte der Marolle die Boulevards entlang, die Schaerbeek von der alten Stadt trennen, bog dann in die Rue Neuve ein, bis er auf die Place de la Monnaie gelangte. Am neuen Theater blieb er einen Augenblick stehen und schien das prächtige Gebäude zu betrachten. Wie zufällig gesellte sich dabei ein anderer, jüngerer, aber ebenfalls verwahrloost aussehender Mensch ihm zu, mit dem zusammen er dann seinen Weg quer durch die Stadt nach Porte de Hal fortsetzte.

"Ist dir etwas aufgefallen, Harry?" fragte Sherlock Holmes seinen Gehilfen, dessen Maske ebenso täuschend war wie seine eigene.

"Nicht viel, Meister. Ich bin, wie Sie wünschten, stets — natürlich in gehöriger Deckung — vor der Villa auf und ab gegangen. Ich glaube nicht, daß man mich bemerkt hat."

"Würde auch nicht viel schaden," meinte Sherlock Holmes achselzuckend. "Man würde dich eben für meinen Sohn halten, der draußen auf mich gewartet hat."

"Möglich. Indessen, wie gesagt, es hat mich kaum jemand bemerkt. Allerdings konnte auch ich nicht viel wahrnehmen, höchstens daß ein galonierter Diener sich etwas zögernd der Villa näherte, einige Worte mit dem Portier wechselte und sich dann sofort wieder in derselben Richtung, von der er gekommen war, entfernte. Doch glaube ich nicht, daß das von Bedeutung ist."

Ohne zu antworten, setzte der Detektiv seinen Weg fort, und Harry Taron kannte ihn zu gut, als daß er gewagt hätte, ihn anzureden.

Man war jetzt ungefähr im Zentrum der Stadt angelangt, dort, wo Rathaus, Börse, das Atheneum und verschiedene andere große Gebäude ein hochinteressantes Stadtbild abgeben. Merkwürdigerweise verließ man jetzt die Richtung nach Porte de Hal und schlug die Straße la Montagne ein, die auf den Platz St. Gudule führt, aus dessen Mitte die Kirche, das altertümliche Wahrzeichen Brüssels, hervorragt.

"Wir werden uns jetzt trennen, Harry," begann Sherlock Holmes endlich. "Was du mir mitgeteilt hast, scheint mir doch der Erwägung wert, denn: warum

kommt ein galonierter Diener vorsichtig an das Haus von François de Ronsard? Entweder hat er etwas in der Villa auszurichten, dann tritt er ein, hat keinerlei Vorsicht nötig, richtet seinen Auftrag aus und geht wieder fort. Oder er hat Freunde im Haus — und das ist wahrscheinlicher —; aber auch dann ist keinerlei Scheu notwendig, denn der Verkehr unter den Dienern von befreundeten Herrschaften ist ja nirgends verboten, und außerdem — und das ist das merkwürdigste — würde ein Diener um diese Tageszeit wohl kaum zum Besuche seines Freundes abkommen können, sondern er würde höchstens auf einem Gang im Vorbeigehen mal vorsprechen; dann würde er aber nicht denselben Weg zurückgegangen sein, den er gekommen ist. — Würdest du den Diener wieder erkennen?"

„Gewiß, Meister!"

„Gut! Dann gehe jetzt vorläufig in unser Absteigequartier zu Père Tonon, bezahle, kleide dich dann so um, daß du als Diener eines vornehmen Herrn gelten kannst, gehe nach dem Brabanter Hof, bestelle daselbst für uns zwei, am besten nebeneinander liegende Zimmer, und laß unsere Koffer vom Bahnhof dahin schaffen. Dein Herr heißt Charles Vicomte de Hallencourt und kommt direkt aus Paris. Du bist sein Diener Guy. In etwa einer guten Stunde werde ich daselbst einziehen."

„Very well! Meister," versicherte Harry, während er schon im Begriffe war, sich zu entfernen.

Noch immer stand der verlumpfte alte Marolle vor der Kirche, von deren Anblick er sich nicht trennen zu können schien. Endlich aber überschritt er den Platz und schlenderte langsam nach dem Park, der, nur wenige Schritte von St. Gudule entfernt, sich als eine Perle Brüssels ausdehnt und dem Königsschlosse vorgelagert ist. Er betrat die prächtigen Anlagen. Es hatte in den letzten Tagen getaut, und an einigen Stellen war der Park fast schneefrei. Heute war die Temperatur wieder etwas gesunken. Das hielt aber Sherlock Holmes nicht ab, an einem stillen Plätzchen sich auf einer Bank niederzulassen. Den Oberkörper weit vorgebeugt, die Hände leicht ineinandergefaltet, saß er da und stierte unverwandt vor sich nieder. In angestrengter Geistesarbeit grübelte er über alles nach, was er seit seinem Besuch im Hause de Ronsards erfahren hatte.

Ein Parkwächter schritt an ihm vorüber. Der verwahrloste Alte, der trotz der empfindlichen Kühle so still in sich zusammengekauert dasaß, erregte seine Aufmerksamkeit, aber er fand keine Ursache, gegen den Mann einzuschreiten, und begnügte sich damit, ihn mißtrauisch zu betrachten, wovon indessen Sherlock Holmes keine Notiz nahm. Minute auf Minute ver-

rann. Noch immer saß die Gestalt regungslos da. Immer und immer wieder patrouillierte der Wächter auf und ab. Endlich schien seine Geduld erschöpft zu sein. Er trat vor den Alten und legte seine Hand auf dessen Schulter.

„He da! Ihr schlaft wohl gar! Dieser Park ist aber keine öffentliche Herberge, und außerdem . . ."

Sherlock Holmes sprang in demselben Moment auf.

„Was fällt Ihnen ein?" antwortete er in tadellosem Französisch. „Mit welchem Rechte dürfen Sie mit einem harmlosen Besucher dieser Anlagen in solchem Tone reden? Ich wünsche hier ungestört zu bleiben! Verstanden?"

Trotz des verwahrlosten Aussehens imponierte dem Wächter der öffentlichen Sicherheit das Auftreten Sherlock Holmes' derartig, daß er sich scheu zurückzog. Nach wenigen Schritten aber blieb er stehen. Er ärgerte sich jetzt über die gezeigte Schwäche, mußte sich aber selbst sagen, daß er ja kein Recht zu seinem Vorgehen hatte. Gleichwohl wendete er sich um und bemerkte, wie der Marolle nunmehr einem Ausgang zuschritt, der ihn nach dem Boulevard du Régent führte.

„Es ist einerlei," brummte der Wächter, „der Kerl scheint mir nicht geheuer zu sein."

Langsam folgte er ihm bis vor den Park, wo ein Schutzmann auf und ab patrouillierte.

„He, Guinard!" rief der Parkwächter seinem Bekannten zu, „komm mal her! Sieh dir dort den verwahrlosten Lumpen an! Würdest, glaub' ich, gut tun, wenn du ein Auge auf ihn hättest. Kam mir verdächtig vor."

Ein kollegiales Nicken mit dem Kopfe deutete ihm an, daß ihn Guinard verstanden habe. Der Parkwächter bemerkte noch, wie er dem Verdächtigen langsam folgte.

Nach vielen Wanderungen kreuz und quer bog der Marolle schließlich in eine enge Gasse ein und verschwand in einem kleinen Hause. Guinard faßte einige Schritte davon Posto, entschlossen, seine Beobachtungen zunächst noch nicht aufzugeben. So mochten zehn Minuten vergangen sein. Da verließ eine hohe, schlanke, in einen eleganten Gesellschaftsanzug gekleidete Gestalt das Häuschen.

„Ventre — saint gris!" brummte Guinard, „das ist, so wahr ich lebe, der Lump von vorhin! Nun ist die Sache klar, ich bin einem geriebenen Verbrecher auf der Spur!"

Ohne sich indessen den Anschein zu geben, als ob er von dem vornehmen Herrn irgendwelche Notiz nähme, ließ er diesen an sich vorbeigehen. Dann folgte er ihm wieder in unauffälliger Weise bis zur Place du Grand Sablon.

„Daumard," redete er dort einen an dem monu-

mentalenen Brunnen, der diesen Platz schmückt, stehen den jungen Mann an, „sehen Sie den Herrn dort? Das scheint ein geriebener Verbrecher zu sein. Ich sah ihn als verwahrlosten Kerl in die Spelunke von Père Tonon eintreten, die er bald darauf als Stutzer wieder verließ. Ich kann ihn aber nicht weiter verfolgen, da ich wieder nach meinem Stand am Park zurückkehren muß.“

„Schon gut,“ entgegnete Daumard, der einem blasierten, jungen Nichtstuer glich, wie sie die Großstadt zu Hunderten hervorbringt. „Ich werde ihn beobachten.“

Daumard war einer der geschicktesten Geheimdetektive Brüssels. Seine vornehmen, nachlässigen Allüren kamen ihm dabei vortrefflich zustatten. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er sich in unauffälliger Weise Sherlock Holmes genähert. Höflich seinen Hut abnehmend, fragte er nach einer kleinen, kaum bekannten Gasse. So gründlich Sherlock Holmes nun auch alle europäischen Großstädte kannte, so konnte er doch über die Gasse, die vielleicht gar nicht existierte, keine Auskunft geben.

„Es tut mir leid, mein Herr,“ antwortete er, ebenso höflich seinen Hut ziehend, „aber ich bin selbst fremd.“

„Dann sind wir ja Leidensgenossen,“ entgegnete Daumard lächelnd.

Er verstand es mit seltener Geschicklichkeit, an diesen Umstand eine Unterredung anzuknüpfen und sich dem weiterschreitenden Sherlock Holmes anzuschließen. Eine Zeitlang konnte dieser, ohne unhöflich zu sein, den unwillkommenen Begleiter nicht abschütteln. Endlich aber blieb er stehen:

„Wir müssen uns leider trennen, mein Herr; meine Geschäfte erlauben mir nicht, Ihre angenehme Bekanntschaft weiter fortzusetzen.“

Damit winkte er einer Droschke, sprang hinein und befahl dem Kutscher, nach dem Bahnhof zu fahren. — Daumard war nun vollständig überzeugt worden, daß er es mit einem Schurken schlimmster Art zu tun habe. Er hatte gehört, daß der Wagen nach dem Bahnhof fahren solle, und vermutete daher, daß der Verbrecher abzureisen gedenke. Andererseits aber war er ein viel zu gewandter Detektiv, um nicht zu erwarten, daß das angegebene Ziel nur fingiert sei, und daß der Verfolgte sehr bald im Laufe der Fahrt dem Kutscher eine andere Richtung angeben würde. Zu seinem Aerger sah er indessen keine Droschke in der Nähe, die er hätte benutzen können, und mußte sich daher entschließen, in beschleunigter Gangart dem Wagen zu Fuß zu folgen, was nicht allzu schwierig war, weil der um die Mittagsstunde erhöhte Verkehr die Droschke zu nur mäßig schneller Fahrt zwang. Endlich aber erblickte Daumard einen freien Wagen.

„Kutscher!“ rief er den Rosselenker an, „ich bin

Kriminalpolizist. Sie sehen dort vorn jenen Wagen; folgen Sie ihm und lassen Sie ihn nicht aus den Augen. Hier ist mein Schild.“

Bald befand sich Daumard nur etwa hundert Schritte hinter dem Verfolgten. Er sah, wie dieser seinem Kutscher etwas zuflüsterte und wie die Droschke alsbald ihre Richtung änderte.

„Uha,“ brummte Daumard vergnügt, „also man reißt doch noch nicht ab.“

Die Fahrt ging weiter, bis endlich der verfolgte Fiaker vor dem Brabanter Hof hielt.

„Halt!“ befahl Daumard seinem Kutscher und drückte ihm ein Geldstück in die Hand. Er verließ seinen Wagen und bemerkte, wie Sherlock Holmes in das Hotel trat, während seine Droschke davonfuhr.

„Sein gemacht, Daumard,“ lobte sich der Kriminalist selbst; „der vornehme Herr wohnt also hier; nun wird es ja nicht sehr schwer sein, ihm auf der Fährte zu bleiben.“

In der Nähe des Brabanter Hofes befindet sich eine kleine Weinkneipe, in die Daumard eintrat. Er bestellte ein Glas Wein, bezahlte es, verließ aber sofort das Gastzimmer. Zum größten Erstaunen des Wirtes schritt gleich darauf ein Herr an ihm vorüber durch den Raum auf die Straße, den er die Wirtschaft nicht hatte betreten sehen.

„Eh diantre!“ brummte er, „was ist denn das für ein Mensch?“

Er beruhigte sich aber bald, nur wunderte er sich, daß der Gast, der ein Glas Wein bestellt hatte, gar nicht wieder aus dem Hofe zurückkam. Als er sich endlich entschloß, dort nachzusehen, fand er niemand, und es begann ihm zu dämmern, daß der Unbekannte und der Besteller des Weines ein und dieselbe Person gewesen seien. Kopfschüttelnd nahm er das Glas Wein vom Tische und trank es zu seinem Troste selbst aus. — — —

Daumard hatte inzwischen den Brabanter Hof betreten. Er bestellte ein Zimmer und wünschte sogleich in dasselbe geführt zu werden. Vorher aber erbat er sich die Fremdenliste.

„Ich erwarte nämlich einen Bekannten von mir,“ erklärte er, während der Oberkellner ihm diese vorlegte, „vielleicht können Sie mir mitteilen, ob er schon angekommen ist.“

Dabei ließ er ein Zweifrancsstück in die Hände des dienstfertigen Oberkellners gleiten, wodurch dieser zu seiner höchsten Leistungsfähigkeit angespornt wurde.

„Es sind heute noch nicht viele Gäste eingetroffen,“ berichtete er, „wir erwarten solche erst gegen Abend; gleichwohl hat vorhin der Diener des Vicomte de Hallencourt Zimmer bestellt, und soeben ist dieser selbst auch eingetroffen.“

„Der Vicomte de Hallencourt?“ rief Daumard, „den kenne ich allerdings auch. So, der wohnt hier im Hotel? Prächtiges Zusammentreffen! Hm, komisch! Ist freilich nicht der Bekannte, den ich erwartete, aber . . . Welche Zimmer hat der Herr Vicomte?“

„Nummer achtzehn und neunzehn,“ berichtete der Oberkellner weiter, „Ihr Zimmer ist Nummer zwanzig, es befindet sich direkt nebenan.“

„So, so, na ja, das ist ja ganz gut,“ meinte Daumard gleichgültig, „ich werde gegen Abend noch einmal nachfragen, ob vielleicht mein Freund, ein Herr Schibner aus Dresden, eingetroffen ist. Jetzt möchte ich aber in mein Zimmer.“

Er schrieb irgendeinen Namen in das Fremdenbuch. Der Zimmerkellner bestieg mit ihm den Lift und geleitete ihn dann nach dem in der ersten Etage gelegenen Zimmer Nummer zwanzig. Kaum sah sich Daumard allein, so zog er einen kleinen, feinen Bohrer aus der Tasche und bohrte damit vorsichtig die nach dem Nachbarzimmer führende Tür an der Ecke an, wo Füllung und Rahmenwerk zusammentreffen. — Seine Arbeit war aber eine vergebliche gewesen, denn der Vicomte de Hallencourt und sein Diener hatten inzwischen schon ihre Räume verlassen.

Die Abendgesellschaft im Hause François de Ronsards trug einen intimen Charakter. Es waren nur einige befreundete Herren geladen, im ganzen kaum zehn Personen. Der Vicomte de Hallencourt verstand es bald, durch seine geistreiche Unterhaltung, sowie durch sein ganzes Auftreten sich zum Mittelpunkt dieser Gesellschaft zu machen. Er wurde darin wesentlich unterstützt durch die Bemühungen der beiden Grafen de Ronsard; jeder der Gesellschaft bemerkte, daß Vicomte de Hallencourt offenbar ein sehr geschätzter Freund des Gastgebers und dessen Onkels war.

Verschiedene Male blickte im Laufe der Unterhaltung Graf François nach der Tür, als ob er noch einen Gast erwarte; ein freudiges Zucken glitt über seine Züge, als der Kammerdiener Jean endlich die Türe weit öffnete und den Grafen de Falcão anmeldete. Graf François eilte dem Ankömmling entgegen, drückte ihm aufs freundschaftlichste die Hand und führte ihn selbst nach der Tafel, wo er ihn dem Vicomte de Hallencourt und seinem Onkel Paul vorstellte. Die andern Herren schienen den neuen Ankömmling schon zu kennen. Er war von hoher Gestalt, der braune Teint seines Gesichtes, das pechschwarze Haar, die leuchtenden Augen, der schwarze Schnurr- und Knebelbart ließen unschwer den Südländer erkennen.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken müssen, daß Vicomte de Hallencourt in dem Augenblick, als Graf Falcão das Zimmer betrat, im Begriff stand, aufzuspringen. Mit eiserner Energie und größter

Selbstbeherrschung bezwang er sich aber und blieb ruhig sitzen. Bei der darauf folgenden Vorstellung verbeugte er sich mit vollendeter weltmännischer Gewandtheit und wandte sich dann, über gleichgültige Dinge redend, seinem Nachbar zur Linken zu. Unauffällig beobachtete er jedoch fortgesetzt den Grafen de Falcão, den der Gastgeber sofort in Beschlag genommen hatte und sich nun aufs freundlichste mit ihm unterhielt. Nach einer Viertelstunde etwa wandte sich der Vicomte nachlässig seinem Nachbar zur Rechten, Graf Paul, zu.

„Ist der Herr Graf de Falcão schon lange in Brüssel?“ fragte er gleichgültig. „Sein Name läßt auf einen Portugiesen schließen.“

Graf Paul zuckte die Achseln.

„Ich lernte ihn auch erst heute abend kennen,“ sagte er leise, „indessen François hat mir anvertraut“ — Graf Paul neigte sich ganz nahe zum Ohr des Vicomte — „daß er beabsichtige, sich demnächst mit der Schwester desselben zu verloben.“

„So, so,“ entgegnete der Vicomte, indem er sich einige Stücke von der Dessertschale nahm, „haben Sie übrigens verflossenen Winter gute Jagd in den Ardennen gehabt?“

„Aufzuwarten, Herr Vicomte,“ antwortete Graf Paul, und bald erging sich der eifrige Weidmann in einer anschaulichen Schilderung der Jagd- und Wildverhältnisse seines Gutsbezirkes.

Während sich die Herrschaften in den prächtigen Räumen des Grafen de Ronsard unterhielten, ließ es sich die Dienerschaft in dem Küchenrevier wohl sein. De Hallencourt hatte seinen Diener Guy mitgebracht, der sich bald im Kreise der Angestellten der Villa de Ronsard zu gefallen schien. Er erzählte von den Besitzungen seines Herrn in Südfrankreich, von dem lustigen Leben, das man für gewöhnlich in Paris führe, und verstand es endlich geschickt, sich auch über die Verhältnisse im Hause des Grafen de Ronsard zu orientieren. Namentlich war es Jeanette, die Hilfe und Stütze der Haushälterin, mit der er sich sehr bald befreundete. Es war dies um so leichter, als Jean, der Kammerdiener, fast immer mit der Bedienung der Herrschaften zu tun hatte, der Portier aber an seinen Platz gerufen wurde, weil schon vereinzelte Gäste aufbrachen, während die Wirtschafterin in der Küche anwesend sein mußte.

„Ich freue mich wirklich, Fräulein Jeanette,“ flüsterte Guy eben dem jungen Mädchen zu, „daß es mir schon am ersten Tage unserer Ankunft in Brüssel gelungen ist, eine so reizende Bekanntschaft zu machen. Ich denke, wir werden uns nun auch öfter sehen. Wollen Sie mir das erlauben?“

Verlegen zupfte Jeanette an ihrer Schürze, flüsterte aber zuletzt errötend:

„Wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt, können Sie mich ja manchmal besuchen.“

„Wird denn das so ohne weiteres gehen?“ fragte Guy, „ich habe ja fast immer Zeit. Der Vicomte bedarf meiner nur in der Frühe beim Ankleiden und des Abends. Höchstens habe ich unter Tags mal 'ne Besorgung zu machen. Ich könnte also von etwa morgens zehn Uhr bis abends zehn Uhr mich ganz Ihren Diensten widmen, liebe Jeanette, was für mich das größte Vergnügen sein würde.“

„Aber Herr Guy, wo denken Sie hin,“ wehrte die Jungfer ab. „Ich habe höchstens ein halbes Stündchen gegen abend mal Zeit, und dann können Sie auch nicht hierher kommen. Wenn ich vorhin gesagt habe, Sie dürften mich besuchen, so meinte ich natürlich, daß wir uns hier in der Nähe irgendwo treffen könnten.“

„Ganz wie Sie befehlen! — O, was ist mir da heruntergefallen?“

Ein flirrendes Rollen veranlaßte Jeanette sowohl als ihren Besucher, sich zu bücken.

„Ach, ein Ring!“ rief Jeanette. „Nein, Herr Guy, wie kommen Sie dazu?“

Es war ein zierlicher, kleiner, mit Amethysten und einem Kranz von Rubinen geschmückter Goldreif, den sie entzückt gegen das Licht hielt: „Herrlich! — Prächtig!“

„Ach, der Ring,“ meinte Guy, „ein Andenken an meine Schwester. Ich habe ihn stets an der Uhrkette getragen. Gefällt er Ihnen, Fräulein Jeanette?“

„Er ist entzückend!“

Guy schien sich zu bedenken.

„Wirklich wunderschön!“ Damit gab die Jungfer zögernd den Schmuck zurück.

Guy warf sich in Positur.

„Fräulein Jeanette,“ sagte er feierlich, „dieser Ring, von dem ich mich bisher unter keinen Umständen getrennt hätte, soll Sie stets an den Tag unserer Bekanntschaft erinnern. Wollen Sie mir gestatten, daß ich ihn selbst an Ihr zierliches Fingerchen stecken darf?“

„Aber Herr Guy, das kann ich ja nicht annehmen,“ versicherte Jeanette, indem sie zitternd vor Erregung beide Hände hinhielt.

Ein Kuß besiegelte schließlich die neue Freundschaft; dann aber mußten beide schnell ihre Plätze einnehmen, denn schon wurde der Kammerdiener in der neben dem Dienerzimmer befindlichen Office hörbar, gleichzeitig trat von der andern Seite die Haushälterin herein und rief Jeanette zu einigen Handreichungen in die Küche.

Als nach kurzer Zeit auch die letzten Gäste das Haus verließen, mußte sich Guy mit einem flüchtigen Händedruck von Jeanette trennen. Er fand aber

Zeit genug, ihr zuzusüstern, daß er sie morgen um vier Uhr ganz bestimmt an der Place de Broufère erwarte, und ein kaum merkliches Kopfnicken ließ ihn erkennen, daß es Jeanette auf jeden Fall möglich machen würde, mit ihm dort zusammenzutreffen.

Herr und Diener bestiegen darauf ihren Wagen, Guy saß, wie es sich schickte, auf dem Bock neben dem Kutscher. Der Vicomte lehnte, in seinen Pelz gehüllt, nachlässig in den Kissen. So fuhr man durch die Straßen des nächtlichen Brüssel dahin, und es fiel weder dem Herrn noch dem Diener auf, daß in kurzer Entfernung ein zweiter Wagen hinter ihnen rollte. Was hätte daran auch Merkwürdiges sein sollen? Strebten doch noch mehr Gäste des Grafen nach ihren heimischen Penaten. Plötzlich erhob sich Vicomte de Hallencourt.

„Guy! Wir wollen absteigen! Ich ziehe vor, noch etwas zu gehen.“

Nachdem der Kutscher entlohnt war, sprang der Diener leichtfüßig vom Bock und folgte seinem Herrn, der schon ein Stück vorausgeschritten war. Er bemerkte, daß auch aus einem andern Wagen ein Herr stieg, der offenbar ebenfalls das Bedürfnis hatte, bevor er sich zur Ruhe begab, noch etwas spazieren zu gehen.

Bald gingen Herr und Diener höchst vertraulich nebeneinander ihres Weges.

„Es ist dir also gelungen,“ begann Sherlock Holmes, „dich mit der Jungfer zu befreunden. Hm, wundert mich gar nicht, du hast ja stets Glück bei den Damen gehabt, Harry. Was hast du sonst noch bemerkt?“

„Gott, es ging ungemein lustig zu, Meister; selbst der trockene, steife und langweilige Jean taute gegen Ende etwas auf. Ich hatte zuerst Angst, daß mir Jean oder der Portier meine Eroberung schwierig machen würden. Dem ist aber nicht so. Soviel ich heraus gebracht habe, ist der Portier verlobt und wird sich demnächst verheiraten. Und Jean . . . ja . . . hm, ich habe selten einen langweiligeren Patron gesehen als diesen. Jedenfalls scheint er sich aus der Jungfer nichts zu machen.“

„Gerade der Jean ist mir aber der interessanteste von der ganzen Gesellschaft,“ warf Sherlock Holmes dazwischen.

„Ich kann mir übrigens denken,“ fuhr Harry fort, „was gestern der Türhüter so heimlich mit dem Diener zu bereden hatte. Ich glaube, das ist der Bruder seiner Verlobten.“

„So,“ meinte Sherlock Holmes trocken, „woraus schließt du denn das?“

„Weil ich in Erfahrung gebracht habe, daß die Zukünftige des Portiers Kammerjungfer, und ihr Bruder Kutscher bei der Dame ist, die höchst vermutlich bald Gräfin de Ronsard wird.“

„Ja, Graf François wird sich demnächst mit der Gräfin de Falcão verloben,“ nickte Holmes.

„Wissen Sie das auch?“ fragte Harry erstaunt.

„Natürlich! Aber sage mir, ist die geplante Verlobung schon bekannt?“

„Nicht öffentlich, Meister, und es ahnt niemand.“

„Mir scheint aber, daß es die ganze Dienerschaft der beiden Häuser weiß,“ lächelte der Detektiv.

„Nun ja, natürlich, wie das immer ist,“ gab Harry zurück. „Ich habe es unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit von Jeanette erfahren. Kennen Sie den Grafen de Falcão?“

„Ja, ich habe ihn heute flüchtig kennen gelernt. Er war ebenfalls zur Abendgesellschaft geladen.“

Schweigend schritten beide ihres Weges weiter. Die geringen Anhaltspunkte, die Holmes bisher in der dunkeln Angelegenheit erhalten hatte, schwirrten im Kopfe des genialen Detektivs wie Schneeflocken umher. Langsam, aber sicher, ordnete er sie in bestimmte Gruppen, brachte diese in geordnete Stellung zueinander und gliederte schließlich ein Moment an das andere, so daß nach einer Weile angestrengter geistiger Arbeit für ihn, der die menschlichen Schwächen und Eigentümlichkeiten so gründlich kannte wie kaum ein anderer, ein ziemlich abgerundetes Ganzes sich aus den nebelhaften Umrissen erhob.

Harry hatte sich schon verschiedentlich verstohlen umgesehen. Einigemal schon wollte er sprechen, aber er wußte, daß sein Meister nur ungern gestört wurde, wenn er angestrengt nachdachte. Schließlich aber überwand er doch seine Scheu.

„Ich weiß nicht,“ flüsterte er zögernd, „was der Mensch hinter uns eigentlich will. Er hat gleichzeitig mit uns seinen Wagen verlassen, und wo wir auch wandern und gehen mögen, stets folgt er uns wie unser Schatten.“

„Bleibe unauffällig einen oder zwei Schritte zurück,“ murmelte Holmes, „wie es für einen Diener paßt. Das weitere wird sich finden.“

Harry beeilte sich, der Aufforderung seines Herrn gerecht zu werden. Plötzlich wendete sich dieser nach ihm um:

„Guy!“ rief er mit dröhnender Stimme, „Guy, wieviel Uhr ist es jetzt?“

„Ein Uhr, Herr Vicomte!“

„Dann ist es Zeit, nach Hause zu gehen. Vorwärts!“

Die kurze Zeit hatte dem Scharfblick Sherlock Holmes' genügt, seinen Verfolger zu beobachten.

„Hm,“ murmelte er lächelnd vor sich hin, „mein Bekannter von heute vormittag.“

Man war am „Hotel Brabanter Hof“ angelangt. Auf das Zeichen der Nachtglocke erschien mürrisch und schlaftrunken der Hausknecht. Ein Francstück, das

ihm Holmes zusteckte, heiterte indessen seine Miene etwas auf. Der Detektiv und sein Begleiter erstiegen die Treppe nach der ersten Etage.

„Wir wollen einen Augenblick hier warten,“ flüsterte unterwegs Sherlock Holmes, „ich bin doch neugierig, ob unser Schatten uns auch hierher folgen wird.“

In diesem Augenblick erscholl wieder die Nachtglocke.

„Zimmer Nummer zwanzig!“ hörte man jemand sagen.

Die langen Beine Sherlock Holmes' nahmen vier Stufen auf einmal, so daß ihm Harry kaum folgen konnte. Oben auf dem Flur vernahm er, wie die Finger des Detektivs lustig knackten.

„Vorwärts!“ flüsterte dieser seinem Begleiter zu, „nach Nummer achtzehn und neunzehn, damit unser Schatten, ohne Verdacht zu schöpfen, seine Nummer zwanzig beziehen kann.“

3. Kapitel.

Sherlock Holmes als Einbrecher verhaftet.

Harrys Jugend machte ihre Rechte geltend. Bald lag er in tiefem Schläfe und träumte von der hübschen Jeanette und einer aufgeregten Jagd nach Verbrechern. Ein solcher faßte ihn eben am Arme, um ihn niederzuwerfen; doch nein, es war nicht so schlimm, es war wohl Jeanette, die ihm in zärtlicher Weise über die Haare strich. Aber auch in dieser Annahme irrte sich der Schlafende, denn neben ihm stand Sherlock Holmes im Nachtgewande.

„Stehe leise auf,“ flüsterte der Meisterdetektiv seinem Gehilfen zu, „und folge mir in mein Zimmer. Unser in Nummer zwanzig wohnender Schatten braucht nicht zu wissen, was ich dir zu sagen habe.“

Es ist jetzt vier Uhr,“ begann der Detektiv, als er in seinem Zimmer angelangt war, fast unhörbar, „du wirst dich ruhig wieder in dein Zimmer begeben und weiterschlafen. Ich aber will leise das Hotel verlassen. Ich wollte dir das nur mitteilen, damit du nicht erschrickst, wenn du mich morgen nicht findest.“

„Was soll ich in der Zeit machen, Meister?“

„Das weiß ich noch nicht; du wirst aber rechtzeitig irgendeine Nachricht von mir bekommen, die dir deine Aufgabe vorschreibt. Und nun ziehe dich wieder in Morpheus Arme zurück.“

Während dieser kurzen Unterredung hatte Sherlock Holmes seinen Schattenanzug angezogen. Es war dies seine spezielle Erfindung. Der Anzug bestand aus einem dünnen, dunkeln Stoff, und wer ihn trug, konnte bei einiger Dunkelheit schon auf wenige

Schritte Entfernung kaum mehr bemerkt werden. Ueber diesen Schattenanzug zog Sherlock Holmes jetzt einen andern, dann nahm er vor dem Spiegel schnell noch einige Manipulationen vor, durch die seinen Gesichtszügen ein vollständig anderer Ausdruck gegeben wurde. Schließlich dienten eine Perücke sowie ein flotter Schnurrbart dazu, ihn völlig unkenntlich zu machen.

„So, nun gehab' dich wohl,“ flüsterte der Detektiv, „und verhalte dich ruhig, wenn du in dein Zimmer zurückkehrst, damit unser Schatten nicht Verdacht schöpft. Er wird sich nicht schlecht wundern, wenn morgen der Vogel ausgeflogen ist.“

Leise verließ Sherlock Holmes mit diesen Worten sein Zimmer. Die kurze Zeit, die er im Hotel bisher zubrachte, hatte ihm genügt, um dessen lokale Verhältnisse kennen zu lernen. Deshalb begab er sich keineswegs nach dem Haupteingang, woselbst er den Nachtportier hätte wecken müssen, sondern er zog sich in die Herrentoilette der ersten Etage zurück, öffnete das Fenster und schwang sich mit großer Seelenruhe hinaus. Mit der rechten Hand faßte er nach der herabführenden Leitung des Blitzableiters, hielt sich mit der linken an der Brüstung fest und suchte mit den Füßen nach einem Stützpunkt. Diesen fand er alsbald in der um ein wenig vorstehenden Verkleidung der Tür, die von dem Souterrain nach dem Keller führte. Nun war es dem gewandten Turner ein leichtes, sich vollends hinabzuschwingen. Eine niedere Mauer umgab das Grundstück des Brabanter Hofes; Sherlock Holmes schwang sich auch über diese hinüber und befand sich bald in einer kleinen Gasse.

Während der Detektiv diese turnerische Leistung vollbrachte, weckte Daumard leise den Portier.

„Machen Sie keine Schwierigkeiten,“ flüsterte er ihm zu, „ich bin Kriminalpolizist und auf der Spur eines schweren Jungen. Hier sehen Sie mein Schild. Öffnen Sie augenblicklich leise das Tor. Einer von den sauberen Vögeln ist noch oben auf Zimmer Nummer achtzehn und neunzehn. Ich werde dafür sorgen, daß er beobachtet wird. Sie lassen sich aber nichts von dem anmerken, was Sie gehört haben.“

„Achtzehn und neunzehn!“ stotterte der Portier, „aber . . . aber . . . da wohnt ja der Herr Vicomte de Hallencourt!“

„Schöner Vicomte das! Doch wie gesagt, Sie richten sich genau nach meinen Worten, und vor allen Dingen, lassen Sie sich nichts anmerken! Verstanden?“

„Ganz gewiß!“

Daumard hatte trotz der Vorsicht Sherlock Holmes' bemerkt, daß dieser sein Zimmer verließ, er warf sich schleunigst in die Kleider und folgte ihm leise. Der junge Detektiv schloß ganz richtig, daß Sherlock

Holmes auf einem ungewöhnlichen Wege das Hotel verlassen würde.

„Ich bin doch neugierig,“ murmelte der belgische Detektiv vor sich hin, während er um das Grundstück des Brabanter Hofes herumging, „wo er eigentlich herauskommen und was er dann tun wird. Aha, dort schwingt sich eben jemand über die Mauer, das ist der Herr Vicomte!“

Schnell drückte sich Daumard an die Wand, und die Dunkelheit der Nacht ermöglichte es ihm, selbst für den Scharfblick Sherlock Holmes' vollständig unsichtbar zu bleiben. Kaum fünf Schritte an ihm vorüber huschte jetzt der Meisterdetektiv.

„Das ist nun die dritte Maske, die er angelegt hat,“ brummte Daumard vor sich hin, indem er ihm nachschlich.

Im selben Stadtviertel, in dem sich das Palais des Grafen de Ronsard befand, wohnte seit ungefähr einem Vierteljahre der portugiesische Graf Jeronymo de Falcão und seine Schwester Maria. Beide lebten ziemlich zurückgezogen, jedoch bemerkte man ab und zu den Grafen und gelegentlich auch seine Schwester in den Häusern der besten Familien verkehren. Ihre Dienerschaft bestand nur aus zwei Personen, die beide Engländer und erst hier in Brüssel engagiert worden waren. Fred Morris war in einer Person Kutscher, Koch und Kammerdiener des Grafen, während Mary Smith die Stelle einer Jungfer bei der Gräfin versah, aber auch sonst im Hause mit zugriff. Da der Aufenthalt des portugiesischen Grafen und seiner Schwester nur auf einige Monate berechnet war, hatte man sich mit einer möblierten Mietswohnung begnügt, die aber so eingerichtet war, daß sie weitgehenden Ansprüchen genügen konnte.

„Hier also wohnt der Graf,“ murmelte Sherlock Holmes, als er vor dem mit monumentalem Schmuck versehenen Gebäude anlangte, in dem der Portugiese die dritte Etage innehatte. „Welch freudiges Wiedersehen wir in Brüssel feiern werden! Das einfachste wäre wohl, ich würde sofort hineingehen und mal ein bißchen herumspionieren. Besser ist es aber wohl, ich lasse noch ein Stündchen vergehen. Es wäre ja möglich, daß der Herr Graf noch eine Aussprache mit seiner schönen Schwester hat. Lassen wir erst beide zur Ruhe gehen. Da drüben ist ein im Dunkeln gelegener Hausflur, in dem ich es mir bequem machen werde.“

Ueber eine Stunde lang stand der Detektiv in den von ihm gewählten Schlupfwinkel gedrückt. Es war ein idealer Lauscherposten, vollständig dunkel und von der andern Seite kaum bemerkbar. Das Haus selbst, in dem der Graf wohnte, und namentlich die Ein-

gangspforte war von einer in der Nähe stehenden Laterne hell beleuchtet.

„Ich glaube, es war eine gute Idee,“ setzte Sherlock Holmes seinen Gedankengang fort, „daß ich das weiche Bett verlassen habe. Ich denke, es steht mir ein genussreicher Morgen bevor.“

Mit unendlicher Geduld beobachtete er das gegenüberliegende Gebäude.

Etwa zwanzig Schritte davon auf der andern Seite der Straße lehnte Daumard in einer Ecke und observierte ebenso scharf den Detektiv. Endlich wurde die Ausdauer des letzteren belohnt. Eine Gestalt näherte sich dem Hause Falcão. Einen Augenblick zögerte der Ankömmling. Erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihn niemand beobachtete, ließ er einen leisen Pfiff ertönen. Wenige Minuten später öffnete sich die Haustür.

„Bist du es, Jean?“ fragte eine Stimme.

„Jawohl, Fred. Laß mich hinein.“

„Das geht nicht, es würde auffallen.“

„Dann komm mit hinüber auf die andere Seite; hier im Lichte der Laterne können wir nicht bleiben. Drüben ist es dunkel.“

Beide schritten über die Straße und faßten in nächster Nähe von Sherlock Holmes, den sie nicht bemerkten, Posto. Der Detektiv erkannte sofort in dem einen der beiden den Kammerdiener Jean aus dem Hause des Grafen de Ronsard.

„Weißt du jetzt endlich, wo der Schlüssel zum Geldschrank ist?“ herrschte er den andern an.

„Nein, noch nicht, Jean,“ entgegnete dieser, „heute nacht aber hatte Falcão mit seiner angeblichen Schwester einen heftigen Streit, der von Mary beleuchtet wurde. Maria scheint zu ahnen, daß es mit ihrer gräßlichen Herrlichkeit bald zu Ende sein wird, denn, wenn mich nicht alles täuscht, wird sie Falcão sitzen lassen. Aus diesem Grunde hält er auch den Schlüssel verborgen. Maria hat ihm sogar gedroht, sie wolle sich dem Grafen de Ronsard zu Füßen werfen und ihm alles gestehen.“

Ein häßlicher Gluch entschlüpfte den Lippen Jeans.

„Das fehlte gerade noch,“ knirschte er, „sie soll wenigstens warten, bis wir mit der Beute in Sicherheit sind.“

Fred lachte: „So etwas Ähnliches hat ihr ja Falcão auch gesagt. Jedenfalls aber scheint er zu beabsichtigen, heute im Laufe des Tages mit den Juwelen zu verschwinden . . .“

„Was?“ schrie Jean.

„Ja, laß mich nur weiter erzählen. Er will mit ihnen vorläufig nach Bukarest, und damit die Sache nicht so auffallend wird, soll Maria in einigen Tagen nachkommen. So wenigstens hat er vorgeschlagen. Sie

aber scheint den Braten zu riechen und hat ihm erklärt, daß sie nur mit ihm zusammen oder gar nicht abreisen werde.“

Beide schwiegen einen Augenblick.

„Es wird die höchste Zeit, daß wir zu Ende kommen,“ brach endlich Jean das Schweigen. „Heute erschien im Palais ein verwahrloster Kerl, bestand darauf, zum Grafen geführt zu werden, und blieb lange bei ihm und seinem Onkel im Zimmer. Ich habe natürlich zu lauschen versucht, aber nur den Namen Sherlock Holmes verstanden.“

„Was?“ schrie Fred, „Sherlock Holmes? Aber das ist ja der weltbekannte Londoner Detektiv. Himmel nochmal, Jean, wenn der die Sache in die Hand genommen hat . . .“

Jean machte eine wegwerfende Geste.

„Der Kerl, den ich hineingeführt habe, war natürlich nicht der Detektiv,“ sagte er ärgerlich, „es war der verlumpte Marolle, den ich je gesehen habe.“

„Merkwürdig,“ brummte Fred, „als ich dir heute durch den Portier sagen ließ, daß du einen Augenblick hierher kommen solltest . . .“

Jean lachte höhnisch:

„Ja, ja, der alberne Narr hat mir's ausgerichtet. Er glaubte natürlich, Mary bereite eine Ueberraschung zu seinem Geburtstage vor. Es war zu drollig, wie er mir das so schmunzelnd zuflüsterte. Er wird schön erstaunt sein, wenn morgen oder übermorgen sein Schätzchen verschwunden ist. Aber warum erwähnst du das?“

„Nun ja, als ich beim Portier vorsprach, bemerkte ich ebenfalls einen Marolle, es war allerdings ein junger Kerl, der mich mit argwöhnischen Blicken betrachtete. Jetzt, wo du von dem alten Lumpen erzählst, fällt es mir erst auf.“

„Zufall,“ meinte Jean, „ist wohl der Sohn von dem Kerl gewesen, der, glaube ich, ein altes Bild verkaufen will.“

„Hm, hm,“ machte Fred nachdenklich.

„Wenn wirklich,“ fuhr Jean fort, „Falcão heute mit den Juwelen verduften wird, so sehen wir sie für immer entschwinden, und der ganze schöne Plan fällt ins Wasser.“

„Das darf natürlich nicht geschehen,“ knurrte Fred.

„Wie willst du es verhindern?“

„Dadurch, daß ich auf alle Fälle den Schlüssel in meinen Besitz zu bekommen suche. Falcão ist gestern bei der Abendgesellschaft deines Grafen gewesen, er kam erst um ein Uhr nach Hause. Donna Maria hatte ihn erwartet. Es entstand die heftige Szene, von der ich dir schon erzählt habe und die sich hauptsächlich um den von Falcão verborgen gehaltenen Schlüssel zu seinem Geldschrank drehte. Schließlich zog sich der Herr in sein Zimmer zurück. Mary liegt

nun auf der Lauer. Du weißt ja, welche sinnreiche Einrichtung wir getroffen haben, so daß er keinen Schritt in seinem Zimmer tun kann, ohne daß sie ihn beobachtet."

"Ich kann euch nicht verstehen," entgegnete Jean, womöglich noch verstimmt als vorhin, "warum glaubt ihr denn unbedingt, daß der Schlüssel versteckt sei? Er trägt ihn jedenfalls mit sich herum."

Fred lachte:

"Da kennst du ihn aber schlecht. Dazu mißtraut er Maria viel zu sehr. Nein, nein, er hat ihn in seinem Zimmer irgendwo verborgen. Allerdings haben wir während seiner Abwesenheit schon alles vergeblich durchgesucht. Aber nur Geduld, wir finden ihn."

"Gesetzt nun, der Schlüssel fällt euch wirklich in die Hände, was dann?"

"Dann," entgegnete Fred, werde ich nicht säumen, den Geldschrank, sobald es irgendwie möglich ist, aufzuschließen; wir nehmen dann die Juwelen und verduften damit. Falcão wird wohl kaum die Polizei hinter uns her hetzen," schloß er häßlich lachend.

"Das glaube ich allerdings auch nicht," gab Jean zu. "Aber . . . und ich?"

"Du kommst selbstverständlich mit, und sobald wir uns in Sicherheit befinden, teilen wir," lautete die Antwort.

"Halbpart natürlich!" rief Jean.

Fred schüttelte den Kopf.

"Das wird wohl nicht gehen," meinte er zögernd, "sondern in drei Teile, denn Mary beansprucht natürlich ebenfalls ihren Lohn."

"So haben wir nicht gewettet, sondern du und Mary als eins," wettete Jean los.

"Warum nicht gar! Fällt uns gar nicht ein! Wir sind doch drei," widersprach Fred.

"Und ich sage dir zwei!" ereiferte sich Jean, "wenn ich nicht bemerkt hätte, wie mein Herr die Juwelen den beiden vor einigen Wochen gezeigt hat, und wie Falcão den zweiten Schlüssel zur Schatzkammer wegskamotierte . . ."

"Und wenn Mary nicht mit dem albernen Tropf, euerm Portier, angebändelt hätte," unterbrach ihn der andere, "und wenn sie nicht Tag und Nacht auf der Lauer läge, und wenn ich . . . Doch das wird sich ja alles finden, lieber Jean, wir lassen ja mit uns reden," lenkte Fred plötzlich ein; er mochte einsehen, daß es nicht zweckmäßig wäre, wenn er sich jetzt schon mit seinem Bundesgenossen verfeindete. "Also halte dich bereit, um auf den ersten Wink zur Abreise fertig zu sein. Wir müssen unbedingt heute den Schlüssel finden, im Notfalle aber," — seine Stimme sank zum Flüstern herab, — "werden wir Falcão folgen, wenn

er sich mit seinem Raube auf und davon macht, und dann . . ."

"Still! Rede nicht davon!"

Ein Händedruck, und die beiden trennten sich.

Sherlock Holmes hatte kein Wort der Unterredung verloren. Er sah, wie sich Jean schnell entfernte und wie Fred über die Straße eilte und im Hause verschwand.

Auch Daumard hatte den ganzen Vorgang bemerkt. Freilich hatte er nichts verstehen können; es war ihm aus der Entfernung vorgekommen, als ob sich alle drei auf der andern Seite der Straße miteinander unterhielten.

"Aha!" murmelte er befriedigt vor sich hin, "in diesem Hause soll ein Verbrechen verübt werden. In der ersten Etage wohnt ein Bankier, in der zweiten ein Bergwerksbesitzer, und in der dritten der portugiesische Graf und seine Schwester. Der Diener irgend-einer dieser Herrschaften hat sich mit zwei Gaunern in Verbindung gesetzt, und man ist jetzt zusammengekommen, um sich zu beraten. Doch sieh, was ist das?"

Sherlock Holmes war über die Straße geschritten. Neben dem großen Portal des Hauses befand sich eine kleine Tür, die für die Dienerschaft bestimmt war. Daumard sah, wie der von ihm Verfolgte am Schlosse sich zu tun machte.

"Er will einbrechen," sagte sich der Geheimpolizist, "wahrscheinlich, um der Polizei morgen glauben zu machen, daß es sich um einen gewöhnlichen Einbruch handle, und um sich und seine Bundesgenossen vor Verdacht zu schützen. Nun kann er mir nicht mehr entgehen."

Leise, wie die Katze auf Samtpfötchen dahinschleicht, näherte sich Daumard seinem Opfer. Eben war es Sherlock Holmes gelungen, mit seinem Universalinstrument das Schloß zu öffnen, als etwas mit ungeheurer Wucht auf seinen Rücken sprang. Der Anprall war so groß, daß Holmes in die Knie sank und unwillkürlich nach hinten fiel. Aber in demselben Augenblick wurden auch seine beiden Hände ergriffen. Ein leises Knacken, und der Detektiv fühlte die stählernen Handfesseln, deren er sich selbst mit so großer Geschicklichkeit zu bedienen wußte, an seinen eigenen Händen.

"Sie sind verhaftet!"

"Verhaftet? Was fällt Ihnen ein?"

"Das wird sich finden! Vorwärts!"

"Lassen Sie mich augenblicklich los, Herr!"

"Wenn Sie sich weigern, werde ich Schutzleute herbeirufen; geben Sie sich keine Mühe, Sie sind vollständig erkannt!"

"Wissen Sie, wer ich bin?"

"Ein Gauner! Mehr brauche ich nicht zu wissen!"

An dem einen Ende der Straße erschienen Menschen. Auch öffneten sich einige Fenster in der Nachbarschaft, und Sherlock Holmes sah ein, daß man begann, aufmerksam zu werden.

„Nehmen Sie doch Vernunft an,“ sagte er deswegen leise, „ich bin selbst Detektiv, und . . .“

„Machen Sie einem andern Ihre Glauben vor. Wollen Sie mir nun gutwillig folgen oder nicht?“

Das war aber Sherlock Holmes doch zu viel. Einen kräftigen englischen Fluch zwischen den Lippen murmelnd, richtete er sich in seiner ganzen Größe auf, so gut dies die stählernen Handschellen erlaubten.

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal . . .“

Ein schriller Pfiff ertönte.

„Wie Sie wollen,“ sagte Daumard, indem er das silberne Pfeifchen wieder absetzte. „Da Sie nicht gutwillig mitgehen, muß ich Schutzleute herbeirufen. — He dort, Ihr! Mal schnell! Hier habe ich einen Gefangenen.“

Zwei Schutzleute stürmten aus einer Nebenstraße herbei und bemächtigten sich der Person Holmes.

„Sieh da,“ rief der eine, „das ist ja der Strolch von gestern vormittag! Wiedersehen macht Freude! Aber vorwärts jetzt, mein Junge!“

„Nun, Guinard,“ sagte Daumard, „da wird es Ihnen ja ein besonderer Genuß sein, ihn in Numero Sicher zu bringen, denn Sie haben mich ja auf ihn aufmerksam gemacht.“

„Gut denn,“ rief Holmes, der bemerkte, daß sich nach und nach immer mehr Menschen ansammelten. „Dann führen Sie mich aber sofort in die Hauptstation. Ich wünsche mit dem Kommissar Lourens zu sprechen.“

„Sie wünschen? Sie haben gar nichts zu wünschen! Alles weitere wird sich finden. Und nun vorwärts!“ — — —

Als die Schutzleute mit ihrem Verhafteten endlich abgezogen waren, schloß sich auch oben in der dritten Etage ein Fenster.

„Was kann das gewesen sein?“ fragte sich Fred, der, durch den Lärm veranlaßt, hinausgeblickt hatte. „Wahrscheinlich ein Betrunkener. — — Ha, Mary, du? Und wie aufgeregt du bist!“

Ein schönes Mädchen von etwa zwanzig Jahren warf sich Fred in sichtlicher Erregung an die Brust und flüsterte ihm etwas zu.

„Ha!“ —

Eine weiche Hand schloß ihm aber den Mund, und leise miteinander weiter flüsternd, verließen beide den Raum. — — —

Gegen acht Uhr klingelte Signora Maria de Falcão — so wenigstens nannte sich die Dame, die das Appartement des portugiesischen Grafen de Falcão teilte — nach ihrer Jose. Vergeblich. Auch ein zweites

Klingelzeichen blieb erfolglos. Ärgerlich erhob sich schließlich die vornehme Dame und warf ein Morgenkleid über.

„Ich bin doch neugierig, ob die Person endlich erscheinen wird,“ sagte sie, indem sie aufs neue und noch heftiger als zuerst klingelte.

Es kam niemand. Kopfschüttelnd verließ die Gräfin ihr Schlafgemach und eilte nach dem hinten gelegenen Zimmerchen ihrer Jungfer, an dessen Tür sie nicht gerade leise anklopfte. Niemand rührte sich.

„Was soll denn das heißen,“ rief Maria aufgeregt und öffnete stürmisch die Tür.

Die größte Unordnung herrschte in dem kleinen Raume. Das Bett war unberührt. Schubladen und Schränke waren geöffnet. Es sah aus, als ob jemand in der größten Eile gepackt, aber nur das Wichtigste mitgenommen hätte.

„Ja, mein Gott!“

Eilig stürzte Maria an die Tür des Grafen, gegen die sie mit beiden Fäusten hämmerte.

„Falcão, mach' auf! Ich habe dir etwas mitzuteilen!“

„Was denn?“

Schlaftrunken öffnete der Portugiese die Tür und steckte den Kopf durch den Spalt.

„Meine Jose Mary ist verschwunden! Sie scheint ausgerückt zu sein!“

Ungläubig hörte der Graf die Botschaft an. Dann drückte er auf den Knopf, der die Klingel im Zimmer des Dieners Fred ertönen ließ. Aber auch seine Bemühungen erwiesen sich als vergeblich. Fred erschien nicht. Als man einige Augenblicke später in dessen Zimmer drang, zeigte sich, daß auch hier das Bett unberührt war; eine ähnliche Unordnung wie im Zimmer Marys belehrte die Eindringlinge, daß auch Fred schnell abgereist sei. Voll furchtbarer Ahnungen stürzte Falcão in sein eigenes Zimmer zurück.

„Ich bin bestohlen,“ schrie er, „es hat mir jemand während der Nacht den Schlüssel weggenommen!“

„Welchen Schlüssel?“ fragte Maria.

„Welchen Schlüssel? Nun, den zum Geldschrank, in dem die Juwelen lagen. Die zwei haben uns bestohlen!“

Vollständig vernichtet ließ er sich in einen Fauteuil fallen. Maria war zuerst ebenso erschrocken wie der Graf. Plötzlich aber schien ein triumphierendes Zucken über ihr Gesicht zu huschen.

„Siehst du,“ sagte sie spöttisch, „hättest du mir den Schlüssel anvertraut! Aber so geht es, wenn man alles allein fressen und seine treueste Gehilfin zum Schluß noch im Stich lassen will. Meinst du etwa, ich hätte nicht bemerkt, was du beabsichtigt hast? Glaubst du, ich wäre so töricht, darauf hinein zu fallen? Du wolltest heute mit den Juwelen angeb-

lich nach Bukarest gehen und ich sollte dir in einigen Tagen nachkommen. Nein, nein, mein Lieber, das hättest du anders vor. Statt nach Bukarest wärst du wahrscheinlich nach Paris oder London gegangen und hättest die arme Therese Meyer, die Wiener Kellnerin, der du den Grafentitel und ungezählte Reichtümer versprochen hast, wohl bald für immer vergessen gehabt."

Mit einem fürchterlichen Ausdruck im Gesicht sprang Falcão auf.

"Schlange," zischte er, "das hast du ja sehr fein eingefädelt! Also du hast mir heute nacht den Schlüssel gestohlen! Du stecktest mit den beiden Engländern unter einer Decke, du hast das Kästchen in Sicherheit bringen lassen, und ich soll das Nachsehen haben! Aber da kennst du Falcão schlecht! Da, nimm das!"

Ehe das arme Weib Zeit fand, sich vor dem Wütenden in Sicherheit zu bringen, hatte er einen auf dem Tische liegenden Dolch ergriffen und denselben ihr ins Herz gestoßen. Mit einem leichten Aufschrei sank die Ärmste zusammen; Falcão aber fuhr in seine Kleider, raffte schnell etwas Wäsche, Papiere und Geld zusammen, schloß hinter sich die Tür, verließ das Zimmer und gleich darauf das Haus.

Kriminalkommissar Lourens lief außer sich im Zimmer auf und ab.

"Eine größere Dummheit ist wohl seit ungefähr hundert Jahren in Brüssel nicht gemacht worden, als Sie sich heute geleistet haben, Daumard," schnauzte er den vollständig niedergedonnert vor ihm stehenden Geheimpolizisten an. "Sie sind allein schuld an dem Tode des armen Weibes, Sie müßte man aufhängen, Sie müßte man einsperren, Sie müßte man köpfen, ja, Sie, Daumard, Sie müßten nach Sibirien geschickt werden, Sie müßten erschossen werden . . ."

"Aber das ist ja gar nicht möglich, lieber Kollege," sagte endlich Sherlock Holmes, indem er lächelnd aufstand, "so viele Leben hat ja der arme Daumard gar nicht, als Sie ihm nun schon abgesprochen haben. Gewiß, er hat voreilig gehandelt, aber so, wie er uns das alles nun geschildert hat, mußte er wirklich glauben, es mit einem Verbrecher zu tun zu haben. Unglücklicherweise hatte ich nun auch mein Schildchen nicht bei mir."

"Und," wagte der Niedergedonnerte schüchtern zu bemerken, "als Monsieur Holmes auf der Wache untersucht wurde, mußte der schwarze Anzug — nannten Sie ihn nicht Schattenanzug, Monsieur? — uns die unumstößliche Gewißheit geben —"

" . . . es mit einem Kapitalgauner zu tun zu haben," vollendete der Weltdetektiv gemächlich. "Nein, lieber Lourens, so bedauerlich der Zwischenfall ja

auch ist, ich muß gestehen, Mr. Daumard hat wirklich in gutem Glauben gehandelt."

"Alles möglich," brummte Lourens etwas besänftigt, "das verhindert aber nicht, daß der Mord geschehen ist und daß Sie mehrere Stunden in Polizeigewahrsam gewesen sind."

"Nun, das letztere würde mich weiter nicht stören," meinte Sherlock Holmes belustigt, "es ist ja recht gut, wenn ein Detektiv auch praktisch mal so etwas mitmacht. Ob ich aber den Mord hätte verhindern können, weiß ich nicht einmal, denn — Sie haben sich bisher beide in einem Irrtum befunden, meine Herren — nicht um diesen Mord zu verhindern, wollte ich in dieses Haus eindringen, sondern aus einem ganz andern Grunde. Den werde ich Ihnen mitteilen, Herr Kommissar, sobald uns Daumard verlassen hat."

Auf diese nicht mißzuverstehende Andeutung hin beeilte sich Daumard, dem in der Nähe seines Vorgesetzten unter solchen Umständen überhaupt nicht recht geheuer war, das Zimmer zu verlassen.

"Graf Jeronymo de Falcão," sagte jetzt Holmes ganz unvermittelt, "ist nämlich der Dieb der Juwelen des Grafen de Ronsard. Wenigstens befinden sie sich in seinem Besitze."

"Was! Der portugiesische Graf?"

Holmes nickte bejahend. "Derjelbe!"

"Ja! — Und — und die Ermordete! Das ist doch seine Schwester!"

"Vielleicht irren Sie, Herr Kommissar."

"Wie soll ich denn das alles verstehen?"

Die Tür des Zimmers öffnete sich. Herein stürmten Graf François de Ronsard und sein Onkel Paul.

"Um Gottes willen, Herr Polizeikommissar," schrie der junge Graf, "es ist entsetzlich! Ich höre soeben, daß meine Braut, Gräfin Maria de Falcão, heute früh ermordet in ihrem Zimmer aufgefunden worden ist."

"Ihre Braut?" fragte Lourens in namenlosem Erstaunen.

De Ronsard nickte.

"Der Herr Graf hat die Absicht gehabt, sich demnächst mit der Dame zu verloben," bemerkte Sherlock Holmes. "Ich darf Ihnen wohl Glück wünschen, Herr Graf, daß Ihnen der Schmerz, einer Unwürdigen Ihre Hand angeboten zu haben, erspart worden ist."

"Einer Unwürdigen?" fragten Paul und François wie aus einem Munde.

Sherlock Holmes lehnte mit verschränkten Armen an dem Schreibtische des Kommissars.

"Ich kenne den Herrn Grafen de Falcão schon länger," ließ er sich spöttisch vernehmen, "vor einigen Jahren habe ich ihn über die halbe Welt verfolgt. Er ist einer von dem Pärchen, Herr Graf," wandte

er sich an den älteren Ronsard, „dessen Festnahme mir damals in Monte Carlo geglückt ist. Falcão hatte in Gemeinschaft mit einem Oesterreicher, Namens Mayer, einen ganz ähnlichen Raub in London ausgeführt, bei dem leider ebenfalls zwei Menschen ermordet worden sind. Es gelang mir endlich, Falcão und Mayer in Monte Carlo dingfest zu machen, und die gestohlenen Juwelen konnte ich ihrem Besitzer zurückerstatten. Der Portugiese und sein Genosse wurden nach England ausgeliefert, dort zum Tode verurteilt und sollten gehängt werden. Es gelang ihnen aber, wie ich Ihnen schon gestern erzählt habe, kurz vor der Hinrichtung zu entfliehen. Nun gibt Falcão eine Gastrolle in Brüssel, und er hat auch mit gutem Erfolg gearbeitet. Leider ist Ihr Herr Neffe sein Opfer geworden. Er verstand es, eine Hochstaplerin, die er für seine Schwester ausgab, bei ihm einzuführen, und diese wiederum zog jedenfalls alle Schleusen weiblicher Verführungskünste, so daß der Herr Graf ihr und ihrem Bruder sogar gelegentlich die ihm anvertrauten Kronjuwelen zeigte.“

„Wahrhaftig, Sie haben recht,“ rief François, totenblaß werdend, „Himmel, und jetzt fällt mir ein, daß mir seit einigen Wochen der zweite Schlüssel zur Schatzkammer fehlt. Ha, jetzt tagt es mir!“

„Fahren Sie fort, Mr. Holmes,“ bat Paul de Ronsard.

„Bei irgendeiner Gelegenheit war wohl einmal die Schatzkammer nicht genügend bewacht. Falcão benutzte den Moment, um mit Hilfe des zweiten Schlüssels die Juwelen zu rauben. Wenn er nicht sofort darauf Brüssel verlassen hat, so geschah dies einmal, weil er wahrscheinlich beabsichtigte, sich von seiner Gefährtin und Mitwisserin zu trennen, sie sitzen zu lassen; dann aber auch, weil er vielleicht der Schatzkammer gelegentlich einen zweiten Besuch abstatten wollte. — Heute nacht geriet er aus Gründen, die ich mir wohl denken kann, mit seiner Freundin in Streit, bei welcher Gelegenheit er sie erstach.“

Graf François de Ronsard griff mit der Hand an die Stirn.

„Mein Gott, und einen solchen Menschen habe ich Freund genannt, er ging in meinem Hause aus und ein, er saß an meinem Tische . . .“

Sherlock Holmes trat auf den erschütterten Mann zu und ergriff seine Rechte.

„Sie sind vollständig unschuldig, Herr Graf. Geriebene Gauner und Hochstapler verstehen es unter jeder Maske, sich an ihr Opfer heranzudrängen.“

„Aber,“ schrieb jetzt Lourens, „dann wollen wir doch schleunigst Haussuchung halten.“

Schon eilte er nach dem Klingelzug, aber Holmes hielt ihn auf.

„Das hat doch keinen Zweck, lieber Kommissar,“ sagte er lächelnd, „daß Falcão nicht mehr im Hause ist, haben Sie ja schon heute morgen konstatiert. Glauben Sie etwa, daß sich die Juwelen noch dort befinden?“

„Die hat der Schurke natürlich mitgenommen,“ rief Paul de Ronsard, „er muß unbedingt sofort verfolgt werden.“

„Einen Augenblick, meine Herren!“

Sherlock Holmes trat mit ausgebreiteten Armen vor die drei Herren und verhinderte sie, aus dem Zimmer zu gehen.

„Falcão ist allerdings verschwunden. Daß er aber im Besitze der Juwelen ist, glaube ich nicht, denn die sind dem geriebenen Halunken wahrscheinlich von noch gerisseneren Schurken gestohlen worden.“

„Wie kommen Sie zu dieser Vermutung?“

„Als es mir heute morgen endlich gelungen war, zu Ihnen geführt zu werden, Herr Kommissar,“ erklärte Holmes, „habe ich doch, wie Sie sich erinnern werden, sofort veranlaßt, daß man in die Wohnung des Falcão drang, um ihn, seine angebliche Schwester und die beiden Engländer, die ihre Dienerschaft bildeten, zu verhaften. Bei dieser Gelegenheit wurde ja auch die Tote gefunden.“

„Ganz richtig,“ nickte Lourens.

„Falcão war verschwunden,“ erzählte Holmes weiter, „auch das englische Pärchen, und . . . Eine Frage vor allem, Herr Graf,“ wandte sich Holmes an François de Ronsard, „ist Ihr Kammerdiener Jean zu Hause gewesen, als Sie dieses soeben verließen?“

„Allerdings,“ erwiderte Ronsard, „der hat mir ja auch gerade, selbst tödlich erschrocken, mitgeteilt, daß Donna Maria ermordet sei.“

„Dann habe ich also doch richtig vermutet,“ lächelte Holmes, indem er seine Finger knacken ließ. „Monsieur Jean ist ein betrogener Betrüger. Zu Ihrer Erklärung, meine Herren, diene nur, daß Ihr Jean, Herr Graf, mit den Engländern unter einer Decke steckte und daß diese — ob vor oder nach der Ermordung, weiß ich noch nicht — dem Portugiesen die Juwelen entwendet und damit das Weite gesucht haben. Monsieur Jean, ihren treuesten Bundesgenossen,“ schloß er achselzuckend, „haben sie natürlich mitzunehmen vergessen. Erlassen Sie mir aber jetzt weitere Erklärungen — ich werde mich an die Ferse meines alten Freundes Falcão heften, Mister Jean wird sofort unauffällig verhaftet, mein Gehilfe Harry Taron aber soll die Spuren der beiden Engländer aufzufinden suchen und diese verfolgen. Mein Gehilfe und ich bleiben in stetem Konnex miteinander.“

Sofort wurde Daumard, der sich noch im Hause befand, beauftragt, in das Palais de Ronsard zu

gehen und Jean unter dem Vorwande herbeizuschaffen, daß er von seinem Herrn gewünscht werde. Während dies geschah, entwickelte Holmes dem Polizeikommissar und den beiden Grafen seinen Plan auf das eingehendste.

Nach kurzer Zeit erschien Daumard mit dem Kammerdiener des Grafen de Ronsard, dem von dem Polizeikommissar die sofortige Verhaftung angekündigt wurde. Auf's äußerste bestürzt und tödlich erschrocken legte Jean ein umfassendes Geständnis ab, aus dem hervorging, daß Sherlock Holmes in allen Punkten richtig geschlossen hatte. Er gestand weiterhin, daß man vorgehabt habe, mit den Juwelen von Brüssel aus mit einem schon seit einigen Tagen bereitstehenden Schlitten nach Deutschland, wenn möglich nach Cöln, zu flüchten.

„Hurra!“ schrie Harry Tagon, als ihm kurze Zeit darauf Sherlock Holmes die Ereignisse der Nacht mitgeteilt und ihm zugleich von der Aufgabe gesprochen hatte, die er ihm in der Verfolgung der Verbrecher überwiesen hatte. „Hurra! Ich habe Sie vollständig verstanden. Während Sie hinter dem Mörder und ersten Räuber her sind, soll ich mich Fred und Mary auf die Fersen heften, und — — ja, Meister, dann würde mir ja das Verdienst bleiben, die kostbaren Juwelen schließlich doch noch herbeizuschaffen.“

„Richtig geraten, mein Sohn,“ lachte Sherlock Holmes, indem er die Finger knacken ließ, „nun schnell meinen Koffer gepackt und dann an die Arbeit. Eine Droschke wartet schon unten, die mich nach dem Bahnhofe bringen wird, und du begibst dich . . .“

„Zum Grafen Francois de Ronsard,“ vollendete Harry den Satz.

4. Kapitel.

In Feindesland.

Als Sherlock Holmes den Polizeikommissar Lourens verlassen hatte, war er mit der Elektrischen nach dem Bahnhof gefahren, denn er setzte voraus, daß der Mörder Falcão vor allem Brüssel verlassen haben würde. Es galt, seine Spur zu ermitteln. „Wohin kann er sich gewendet haben?“ Diese Frage hatte sich der geniale Detektiv sofort vorgelegt. Es war wenig wahrscheinlich, daß ein Mann, der in London ohne weiteres dem Scharfrichter verfallen war, dahin flüchten würde. Als Zufluchtsorte blieben also nur Frankreich und besonders Paris, dann die Ostgrenze und vielleicht auch noch die Niederlande.

Am Bahnhof angelangt, begab sich Sherlock Holmes an den Billettschalter.

„Monseigneur,“ redete er den Beamten an, „ich bin ein englischer Detektiv und auf der Suche nach einem Verbrecher. Können Sie mir sagen, ob heute bis jetzt großer Andrang an Ihrem Schalter gewesen ist?“

„Er war nicht außergewöhnlich stark,“ antwortete der Beamte zuvorkommend, „indessen haben wir ja natürlich immer recht viel zu tun.“

„Dann haben Sie vielleicht einen großen, stattlich gewachsenen Herrn mit schwarzem Haar, ebensolchem Schnurr- und Knebelbart gesehen, dessen Aussehen das eines Südländers ist?“

„Ich kann mich nicht erinnern,“ erwiderte der Beamte nach einigem Nachdenken, „aber, sehen Sie, das bedeutet nichts. Wir sind wenig gewohnt, diejenigen, die Billette abnehmen, genau zu betrachten. Es wäre immerhin möglich, ja, es will mir sogar scheinen, als ob zum Zuge Aachen-Cöln ein Billett von jemand gefordert worden wäre, auf den Ihre Beschreibung paßt. Aber, wie gesagt, ich kann mich auch täuschen.“

Etwas verstimmt verließ Sherlock Holmes den Schalter und bemerkte kaum, daß ein Mann, freundlich grüßend, auf ihn zutrat. Es war der Gepäckträger, der bei der Ankunft der beiden Detektive in Brüssel ihre geringen Habseligkeiten, die sie vorerst benötigten, in die Spelunke zu Père Tonon gebracht hatte.

„Sieh da, mein alter Bekannter,“ redete ihn der Detektiv freundlich an, „sagen Sie mal, seit wann haben Sie Ihren Posten heute schon inne?“

„Ich war schon beim Frühzug hier,“ entgegnete der Gepäckträger, „unsereiner muß fleißig arbeiten, ich habe eine Frau und acht Kinder zu ernähren.“

„Wird wohl nicht viel zu tun geben beim ersten Zug,“ meinte der Detektiv leutselig, indem er dem Alten ein Zweifrancsstück in die Hand drückte.

„Leider nicht,“ bestätigte dieser. „Aber ich habe vorhin gehört, daß Sie sich nach einem Herrn erkundigten, den ich heute schon bedient habe. Ich kenne ihn sogar persönlich, da ich einmal seiner Schwester eine Besorgung zu machen hatte. Meinten Sie nicht den Herrn Grafen de Falcão?“

„Denselben,“ rief der Detektiv aufs höchste überrascht. „Ist er abgereist?“

„Ja, er kam ganz außer Atem zum Zug um acht Uhr fünfzehn, den er mit vieler Mühe noch erreichte. Ich mußte seinen Handkoffer nach Cöln aufgeben, doch konnte dieser erst mit dem nächsten Zuge befördert werden.“

„Herzlichen Dank für diese Auskunft, mein Sieber,“ sagte Sherlock Holmes, „Sie haben mir damit einen unschätzbaren Dienst geleistet.“

Damit drückte er dem Alten noch ein Zehnfrancsstück in die Hand und entzog sich den stürmischen

Danksgagen dadurch, daß er in eine Droschke sprang und sich in sein Hotel fahren ließ, wo er seinen Gehilfen instruierte.

Schon eine Stunde darauf befand sich der Detektiv wieder am Bahnhof, um mit dem um elf Uhr fälligen Zuge ebenfalls nach Köln zu reisen.

Wie wir gesehen haben, hatte Falcão nach dem Morde seiner Begleiterin schnell einige Gegenstände in seinen immer bereitstehenden Handkoffer geworfen, seinem Schreibtische das vorhandene Bargeld entnommen und war, nachdem er alles gut verschlossen hatte, auf die Straße gestürzt. An der nächsten Straßenecke rief er eine Droschke an und kam gerade recht zum Zuge. — — —

Fast bereute er seine Bluttat, nicht etwa, als ob ihm der Mord an sich leid tat; im Gegenteil, auf diese Weise war er Therese Mayer, die Schwester seines alten Kumpan's Anton Mayer, mit dem zusammen er in London hatte gehängt werden sollen, endgültig los.

Sie war ihm in der letzten Zeit vielfach lästig geworden, denn sie kannte zu viele seiner Geheimnisse. Was er an der Tat bedauerte, war etwas ganz anderes. Es war ihm nachher eingefallen, daß die entwichenen Diener möglicherweise gar nicht im Besitze der Juwelen seien. Sie konnten ja auch aus einem andern Grunde entflohen sein. Vielleicht wurden sie von der Polizei verfolgt, vielleicht auch . . . doch, was ging ihn das alles an! — Wenn Fred und Mary die Juwelen nicht gestohlen hatten, dann lagen sie noch zu Hause in seinem Geldschrank, dessen Schlüssel er verlegt haben mochte, und er hatte dann eine furchtbare Dummheit begangen.

Diese Ueberlegung bestimmte ihn, in Lüttich wieder auszusteigen, entschlossen, mit dem nächsten Zuge nach Brüssel zurückzureisen und noch einmal in seine Wohnung zu gehen. Daß er dabei wieder an der Leiche seiner von ihm gemordeten Gefährtin vorbeimusterte, ließ ihn vollständig gleichgültig.

Nun dachte er gar nicht mehr daran, Hals über Kopf zu fliehen. Mit der größten Gemütsruhe wollte er packen, sich vom Portier eine Droschke bestellen lassen, mit einem großen Koffer abreisen und dem Hausmeister mitteilen, daß ihn dringende Geschäfte nach seiner portugiesischen Heimat riefen. Fand man dann den Leichnam, so mußte man auf einen Raubmord schließen, und die entflohenen Diener Fred und Mary gerieten in den Verdacht der Täterschaft.

Schon stand er in Lüttich am Fahrkartenschalter, um wieder ein Billett nach Brüssel zurück zu lösen, als er sich plötzlich mit der Hand an die Stirn griff. Wie nun, wenn Fred und Mary überhaupt nicht entflohen waren? Wenn sie nur die Nacht in irgendeiner

lustigen Gesellschaft zugebracht und inzwischen längst zurückgekehrt wären? Was dann? Dann waren ja alle seine Pläne vernichtet; die Leiche war wohl schon längst gefunden, die Polizei benachrichtigt, man vermißte ihn . . .

Himmel, nein, er konnte doch nicht mehr zurück! Er hatte überhaupt eine Dummheit begangen, in Lüttich auszusteigen. Aber noch war vielleicht Zeit, denn schon um ½1 Uhr fuhr ein vorzüglicher Schnellzug nach Köln weiter. Die Zeit bis dahin benutzte er, um ein Hotel untergeordnetster Art aufzusuchen. Dort entnahm er seiner Handtasche das Rasierzeug, entledigte sich seines Schnurr- und Knebelbarts, zog einige ihn völlig entstellende Linien in sein Gesicht und nahm noch allerhand Veränderungen an seiner Person und Toilette vor, so daß er hoffen konnte, ein etwa von Brüssel ausgegebenes Signalement würde ihn nicht sofort erkennen lassen. Vollständig ein anderer, schritt er jetzt wieder dem Bahnhof zu.

Hier angekommen, betrat er das Depeschensbureau und gab ein Telegramm an Anton Mayer in Köln auf, in dem er diesen in portugiesischer Sprache aufforderte, sich unkenntlich zu machen und ihm bis Aachen entgegenzufahren. Falcão fürchtete doch ernstlich, daß man die Leiche bereits entdeckt haben konnte und ihn nun steckbrieflich verfolge, und er hielt es für besser, zu zweien zu reisen, weil er glaubte, daß man dann weniger Verdacht schöpfe. Daß er in wenigen Stunden den Bruder der von ihm so schmähsch Gemordeten begrüßen sollte, störte ihn gar nicht. Es war ja nicht notwendig, daß Anton von dem Tode seiner Schwester vorläufig etwas erfuhr . . .

Endlich war es Zeit zur Weiterreise. Sein Täschchen in der Hand, bestieg Falcão den Zug. Er befand sich in einem Durchgangswagen, und mit der größten Seelenruhe wanderte er den Gang entlang, um ein möglichst leeres Kupee zu finden. In einem Abteil erster Klasse saß nur ein Herr schlafend in eine Ecke gelehnt. Schon war der Verbrecher im Begriff einzutreten, als er, wie von einer Tarantel gestochen, zurückfuhr. Seine Augen quollen aus ihren Höhlen, seine Hand ballte sich krampfhaft, und unwillkürlich faßte er nach der Tasche, in der er seinen Revolver wußte. Dann aber sah er sich scheu um. Niemand hatte seine Aufregung bemerkt, und schnell huschte er wieder den Gang zurück, froh durch die Verbindungstür nach dem andern Wagen und ließ sich endlich in einem Nichtraucherkupee zweiter Klasse, das gerade leer war, nieder.

„Es ist, so wahr ich lebe, der englische Bluthund! Ich kann mich nicht getäuscht haben,“ murmelte Falcão, „das nenne ich Glück! Hätte der Mensch nicht geschlafen, so würde er ohne Zweifel sofort Lärm ge-

schlagen haben. Ha, jetzt wäre die schönste Zeit, Abrechnung zu halten! Wenn ich wieder hinüberschliche und statt des Revolvers meinen Dolch benützte, oder auch dieses Gläschen . . . aber . . . nein, es ist doch zu gefährlich!"

Der Kondukteur erschien unter der Tür und bat um die Fahrkarte.

"Ich möchte allein sein, um zu schlafen, wenn es irgend möglich ist," ersuchte ihn Falcão und unterstülzte seine Bitte mit einem Zweifrancesstück.

Freundlich nickend entfernte sich der Kondukteur.

"Ich werde darauf achten, mein Herr."

Falcão zog nun die Vorhänge dicht zu und setzte sich so, daß ein zufällig Hineinblickender ihn nicht gleich sehen konnte.

"Merkwürdig, an wen erinnert mich doch dieser Sherlock Holmes", murmelte er, dumpf vor sich niederblidend, "mir ist, als wenn ich in Brüssel erst ganz kürzlich jemand gesehen hätte, der dem Bluthund ähnlich sieht, aber wen . . . hm, kann auch schon länger her sein . . . doch nein! — Herrgott, ich hab's! Gestern abend, ja, richtig, natürlich, weiß der Teufel, Vicomte de Hallencourt und Holmes sind ein und dieselbe Person! Sollte es möglich sein? Graf de Ronfard hat seinen Verlust bemerkt, hat Sherlock Holmes kommen lassen und hat ihn gestern unter der Maske des Vicomte de Hallencourt eingeführt. Ob er mich wohl erkannt hat? Nein, sonst würde er mich verhaftet haben. Ob er mir jetzt auf der Spur ist? Möglich! Ich habe ja schon Proben genug von dem Scharfsinn dieses Halunken gehabt."

Von England nach Irland, von Irland nach Island, von dort über Dänemark quer durch Deutschland in den Orient, dann nach Griechenland und schließlich nach Monte Carlo, überallhin hat er uns gehezt und gejagt, und schließlich — — ha, ich mag gar nicht daran denken —, wenn dieser Teufel nicht wäre, so würde ich jetzt ein reicher Mann sein, wäre nicht so hart am Galgen vorbeigestreift und hätte nicht die Scherereien all diese Jahre hindurch zu ertragen gehabt.

Er steht, bei Gott, tief in meiner Schuld, und es ist Zeit, daß ich mit ihm Abrechnung halte. Anton wird sich freuen, wenn ich ihm die Nachricht mitteile. Himmel, hoffentlich erkennt er ihn nicht an der Grenz! Was soll ich nun machen?"

Den Kopf in die Hand gestützt, hing der Verbrecher seinen düsteren Gedanken nach. Manchmal verzerrte sich sein Gesicht, dann waren es Rachepläne, die er schmiedete. In Köln hauste Anton Mayer. Dieser wußte dort Bescheid und verkehrte sicher in Verbrecherkreisen. Vielleicht war es möglich, mit seiner Hilfe dem Detektiv eine Falle zu stellen. So würde sein Racheplan doch noch ausführbar werden.

Der Zug fuhr langsamer.

"Herbesthall!"

Erschrocken fuhr Falcão in die Höhe. — Ein deutscher Zollbeamter trat ins Kupee und fragte, ob er etwas Verzollbares habe.

"Nur dieses Handtäschchen," versicherte der Reisende, worauf der Beamte ihn salutierend wieder verließ.

Sofort zog sich der Portugiese mit seinem Handtäschchen in den Waschraum zurück, den er aufs sorgfältigste verschloß. Er wußte, daß der Zug zwanzig Minuten Aufenthalt zur Zollrevision habe, und hielt es für besser, sich während dieser Zeit unsichtbar zu machen.

Endlich fuhr man wieder weiter. In kurzer Zeit war Aachen erreicht.

"Drei Minuten Aufenthalt!" erscholl der Ruf des Beamten vom Perron her.

Falcão stürzte, den Rockragen hoch in die Höhe gezogen und die Mütze tief ins Gesicht gedrückt, ans Fenster. Ja, dort stand Anton Mayer.

"Er hat sich vorzüglich verkleidet," flüsterte Falcão beruhigt vor sich hin.

Dann zog er sein Taschentuch heraus und gab dem Wartenden damit ein Zeichen. Schnell eilte dieser herbei und bestieg den Zug.

"Was ist los, Jeronymo? Wo ist Therese?" war die erste Frage, mit der er seinen Kumpan begrüßte.

"Komm nur mit," flüsterte ihm dieser auf Portugiesisch zu, "wir wollen in ein Kupee dritter Klasse gehen."

Damit zog er ihn hinter sich her, bis man ein schwachbesetztes Kupee dritter Klasse erreichte.

"Wo ist Therese?" wiederholte Anton seine Frage.

"In Brüssel natürlich, sie befindet sich wohl," log Falcão, indem er sich der portugiesischen Sprache bediente, "sie wird mir in einer Woche etwa nachkommen. Ich habe eine großartige Sache in Deutschland vor, zunächst will ich mich aber in Köln auf dem Karneval etwas amüsieren."

"Warum hast du mich aber dann hierher kommen lassen?" forschte Mayer verdrießlich, "wir hätten uns doch auch in Köln noch früh genug begrüßen können."

Falcão machte eine abwehrende Bewegung.

"Anton, sei vernünftig und sprich portugiesisch," sagte er ärgerlich, "es braucht nicht jedermann zu verstehen, was wir miteinander verhandeln. Ich werde verfolgt. Ich habe in Brüssel irgendwo eine gutgespitzte Geldbörse gefunden, und nun, wegen der Geldbörse — du verstehst ja — —"

"Geldbörse? Du meinst wohl die Juwelen, die du gestohlen hast? Therese hat mir davon geschrieben. Ordentliche Baizen das, wie? Gibst hoffentlich meiner Schwester tüchtig davon ab."

Falcão wand sich hin und her. Endlich durchschloß ihn ein Gedanke.

„Anton, gerade um die Juwelen handelt es sich; sie sind mir abgenommen worden. Ich werde dir die Geschichte später ausführlich erzählen. Aber komm' doch mal ganz nahe heran. Weißt du, wer da hinten im andern Wagen sitzt?“

„Wie kann ich das wissen,“ knurrte Mayer, „tue doch nicht so geheimnisvoll!“

„Anton, rücke noch etwas näher zu mir her! Dort hinten sitzt — Sherlock Holmes!“

Erschreckt blickten die Mitreisenden auf, denn Anton stieß einen lauten Schrei aus und fuhr in die Höhe. Nur mit aller Mühe konnte ihn sein Freund wieder auf den Sitz herabziehen.

Wohl eine Stunde lang flüsterten die beiden Gauner dann in der fremden Sprache miteinander, und als man endlich in Köln anlangte, hatten die beiden einen Plan entworfen, der Sherlock Holmes hätte erschauern lassen, wenn er geahnt hätte, was ihm die beiden Burschen zgedacht hatten.

Gemächlich schritt Sherlock Holmes dem Ausgang des Bahnhofes zu. Lautes Gejohle, lustiges Geschrei tönte ihm schon von weitem entgegen. Sherlock Holmes glaubte sich in eine andere Welt versetzt, als er den freien Platz vor dem Bahnhofe betreten hatte. Wohl ragte dort noch der majestätische Dom in die Höhe, wohl waren links und rechts die dem Detektiv wohlbekannten Häuser und Gassen, aber die Menschen schienen andere geworden zu sein. Eine bunte Menge wogte auf und ab: Neger, Berber, Beduinen, daneben Schwarzwälder Bauern, schottische Hirten, schwarze, rote, grüne, gelbe Dominos, Harlekins, Mönche, bunt geschmückte Wagen mit wunderbar gekleideten Personen darin erfüllten den weiten Platz vor dem Dom. Der Engländer rieb sich die Augen.

„Fastnacht,“ sagte er, „wahrhaftig, Falcão hat sich eine wirklich günstige Zeit für seine Flucht ausgesucht. Wie in aller Welt soll ich ihn nun hier ermitteln, wo er jede Minute eine andere abenteuerliche Maske anlegen kann. Hm, zu dumm!“

Er überschritt den Platz, um nach einem der besseren, am Bahnhofe gelegenen Hotels zu gelangen. Neckisch umsprangen ihn allerhand Masken, ab und zu empfand er einen leichten Pritschenschlag auf der Schulter, und im höchsten Diskant redete ihn manchmal jemand an und machte eine ulkige Bemerkung über sein Aussehen.

„He, Englishman! Willst dir wohl auch die Zeit hier vertreiben?“ rief eine füstelstimme neben ihm. „Hast schon ein Schätzchen in Köln? Wenn nicht, stehe ich zur Verfügung, hehehe!“

Eine niedliche, wie eine bayerische Kellnerin ge-

fleidete Maske hüpfte an seine Seite und faßte vertraulich nach seiner Hand.

„Komm,“ fuhr die Verkleidete mit ihrer natürlichen Stimme fort, „komm, Schätzchen, wir wollen uns hübsch amüsieren. Heute ist ja Fastnacht, da ist in Köln alles erlaubt.“

Sherlock Holmes überlegte einen Augenblick. Es war nicht das erstemal, daß er einen seiner Erfolge der Mitwirkung eines Mädchens aus jener Klasse verdankte, der die Maske anzugehören schien.

„Vielleicht,“ antwortete er daher, indem er sich bemühte, den rheinischen Tonfall nachzuahmen, „vielleicht bin ich geneigt, einige Stunden mit dir zu verbringen, Schätzchen, wir können ja in den Bierstall gehen und einige Glas Bayerisches genehmigen, oder weißt du etwas Besseres?“

„Bierstall?“ lachte die Maske, „heute am Karneval und Bier! Ne, ne, Mr. Beefsteak, sollst dich sehr wundern, heute gibt's nur Wein, und wenn möglich Sekt. Sollst mal sehen, Mr. Nes, wie ein rheinisches Mädel lustig sein kann!“

„Aber du bist ja eine Bayerin,“ ging der Detektiv auf die Scherze der Maske ein.

„Nur obendrauf so,“ lautete die Antwort, „unten ganz kölnisch.“

Sherlock Holmes hatte die letzten Worte nicht mehr beachtet. Mit langem Halse stand er da und blickte über den Platz. Ganz in seiner Nähe war eine Gestalt aufgetaucht, hatte ihn höhnisch angegrinst und war dann in einer Maskengruppe verschwunden.

„Aber so bleib doch, Beefsteak,“ schrie die kleine Maske, indem sie dem Davonstürmenden nacheilte. „Willst dich wohl drücken?“

Schon stand sie wieder an seiner Seite, entschlossen, den einmal Gefaperten nicht mehr los zu lassen.

„Ich habe keine Zeit,“ suchte dieser sie abzuwehren.

„Keine Zeit? Heute am Karneval? Pfui, wie schmutzig!“

Sherlock Holmes riß sich mit Gewalt los und folgte mit langen Schritten der Person, die er jetzt wieder erblickt hatte.

„By Jove! Das ist Anton Mayer!“ murmelte er. „Also hier hält sich der Gauner auf! Aha, jetzt begreife ich auch, warum Falcão sich nach Köln gewandt hat.“

Die Maske war freischend und schimpfend zurückgeblieben, indem sie der Engländer im allgemeinen und dieses Exemplars im besonderen in nicht gerade wohlwollender Weise unter Anwendung der schönsten kölnischen Schimpfwörter gedachte.

Anton Mayer schien den ihm nachschleichenden Detektiv nicht zu bemerken. Ein lustiges Liedchen vor

sich hinfleischend, die Hände in den Taschen, bummelte er seines Weges dahin, nur manchmal, wenn er von einer Maske angeredet wurde, drehte er sich ein wenig herum, scheinbar auf die meist rohen Späße antwortend. Zu seiner Befriedigung beobachtete er dann aber, daß der Detektiv ihm folgte. So gelangte man schließlich in eine Gasse, in der besonders Dirnen und Zuhälter ihren Schlupfwinkel finden. Anton Mayer schien da gut bekannt zu sein, denn von allen Seiten wurde er angeredet.

„He, Anton!“ hörte Sherlock Holmes jetzt von der zweiten Etage eines Hauses herab rufen, „he, bist wohl der einzige Gescheite heute in Köln?“

„Hast wohl gar vor, so anständig herumzulaufen,“ schrie ihm dann ein verlumpt aussehender Kerl zu, dessen Gesicht von einem fürchterlichen Stierhaupt bedeckt war, „das will ich dir austreiben! Heute ist alles verrückt, verstanden, heiliger Antonius?“

Lautes Gelächter belohnte den Sprecher. Dieser, im Glauben, einen vorzüglichen Witz gemacht zu haben, riß sein Stierhaupt vom Kopfe und stülpte es Anton über.

„So,“ sagte er, „jetzt siehst du wenigstens vernünftig aus.“

Damit hing er sich an seinen Arm, ein Kreis von Narren und Närrinnen bildete sich um die beiden und, ein tolles Fastnachtslied gröhend, betrat die ganze Gesellschaft eine Kneipe.

Sherlock Holmes blieb stehen.

„Vorläufig sitzt er drinnen fest,“ murmelte er, „ich kann mich nun etwas den hiesigen Verhältnissen entsprechend kleiden.“

Mit diesen Worten kehrte er in der Richtung wieder zurück, von der er hergekommen war, um gleich darauf einen Laden zu betreten, in dem man alle möglichen Arten von Garderobe verkaufte und verlieh. Heute hatte der Besitzer furchtbar viel zu tun. Es war Sherlock Holmes nur nach vieler Mühe möglich, bis zu ihm vorzudringen, denn gerade war er im Begriffe, einem Araber den Burnus zu drapieren.

„So, Eure Durchlaucht,“ sagte er voll Humor zu dem Edelmann, der jetzt aus seinen Händen fertig hervorging, „wenn ich bitten darf, zehn Mark Leihgebühren und dreißig Mark Hinterlegung.“

Anstandslos bezahlte der Mann die verhältnismäßig hohe Summe und wandte sich zum Gehen. Ein Gluck entrang sich dabei plötzlich seinen Lippen, der den Maskenverleiher aufmerksam machte und den er auf Konto des geforderten Preises schrieb.

„Kann ich nicht ändern,“ meinte er achselzuckend, „es ist eins der schönsten Kostüme, würde mir für den Abend allein zehn Mark einbringen, und nun haben Sie es noch den ganzen Tag, und die Hinterlegung be-

kommen Sie ja morgen wieder, wenn Sie es zurückbringen. — Womit kann ich dienen?“

Sherlock Holmes hatte sich inzwischen einen einfachen schwarzen Domino gewählt.

„Für heute und morgen,“ sagte er kurz, indem er sein Portemonnaie zog.

„Fünf Mark Leihgebühr und fünfzehn Mark Hinterlegung.“

Schon hatte der Detektiv das schwarze Kleid übergestreift, der Araber aber war jetzt bemüht, so schnell als möglich den Laden zu verlassen. Er drängte sich zwischen den Wartenden durch und stieß wie aus Versehen dem eben in einen Domino verwandelten Detektiv leicht in den Rücken.

„O, Pardon,“ entschuldigte er sich, indem er aus der Tür ging.

Niemand hatte beobachtet, daß er einen kleinen, weißen Kreidestrich am linken Ärmel des Domino angebracht hatte.

„So,“ murmelte Sherlock Holmes, indem er schwarz wie die Nacht wieder der Kneipe zuschritt, in der er Anton Mayer hatte verschwinden sehen, „so, jetzt könnte ich die kleine bayerische Kellnerin brauchen. Hm, wird sich auch 'ne andere finden.“

Kaum hatte der Domino den Maskenladen verlassen, so erschien auch der Araber wieder.

„Hören Sie,“ flüsterte der dem Verleiher zu, „behalten Sie die zehn Mark Leihgebühren, ich bringe jetzt schon den Anzug zurück und möchte einen andern haben, wofür ich neue Gebühren zu zahlen bereit bin. Es hat mich vorhin jemand hier hereingehen sehen, und leider hat er mich schon erkannt; der ganze Spaß ginge ja flöten. Es kommt mir, wie gesagt, auf zehn Mark nicht an.“

Ein solches Geschäft war natürlich dem Maskenverleiher sehr willkommen, er entledigte den arabischen Scheiß seines Schmuckes und verwandelte ihn in einen lustigen Bajazzo, den er schließlich noch mit einer mächtigen Pritsche ausstattete. — — —

Im „Goldenen Rebstock“ ging es lustig her. Anton Mayer bildete den Mittelpunkt eines Kreises von Dirnen, Zuhältern, Gelegenheitsdieben und professionsmäßigen Fehlern. Man sang, brüllte, gröhle, riß schlechte Witze und erging sich in unsflätigen Gemeinheiten aller Art. Zum zweiten Mal ließ Anton Mayer ein Zwanzigmarkstück wechseln, denn Falcão hatte ihn während der Reise reichlich mit Geldmitteln versehen.

An einem Tische, etwas entfernt von der ausgelassenen Gesellschaft, hatte sich eben ein schlichter schwarzer Domino niedergelassen. Er bestellte ein Glas Wein und sah dem lustigen Treiben im Saale zu.

„He, du dort, Schwarzer,“ schrie eine Dirne, die

eben ihre Maske abgenommen hatte, um besser trinken zu können, „komm', setz dich zu uns!“

Sie war aufgesprungen und vor den Domino getreten. Ihr glühendes Gesicht und der nach Alkohol duftende Atem zeigte, daß sie des Guten wohl schon etwas zu viel getan hatte. Ohne weitere Förmlichkeiten ließ sie sich auf die Knie des Domino nieder.

„Ja, ja, er soll herkommen, hier ist Platz, vorwärts, Schwarzer!“ brüllte man durcheinander, und der nur scheinbar Widerstand leistende Domino wurde nach dem Tisch gezerrt.

„Prost! Prost! Du mußt auch was ausgeben!“ riefen Weiber und Männer durcheinander.

„Gern,“ antwortete der Domino im höchsten Disfiant, „'nen Humpen, wenn ihr wollt!“

„Hurra! 'nen Humpen Wein, hurra! He, Wirtschafft, einen Humpen voll Wein! Oder wenn ihr keinen habt, eine Suppenschüssel voll! Hurra, der Domino soll leben!“

Im Handumdrehen war das mächtige Gefäß geleert, aber schon hatte der Domino einen neuen bestellt, und dann noch einen, und noch einen. Diese große Freigebigkeit gewann ihm die Herzen der Gesellschaft. Immer und immer wieder ließen sie ihn hoch leben und tranken auf sein Wohl. Jetzt schlang eine Dirne ihre Arme um seinen Hals.

„Ich . . . ich . . . muß dir . . . einen Kuß geben,“ lallte die Betrunkene und versuchte dabei, die Maske des freigebigen Dominos zu heben, was dieser aber mit allen Mitteln zu verhindern suchte.

Während die allgemeine Aufmerksamkeit dieser Szene zugewandt war, erhob sich Anton Mayer. Unter der Tür war nämlich ein Bajazzo erschienen, der ihm mit der Pritsche unauffällig ein Zeichen gegeben hatte.

„Der Domino dort ist's,“ flüsterte der Pritschenmann ihm zu, „am linken Arm habe ich einen Kreidestrich angebracht.“

Schon war der Bajazzo wieder verschwunden, und Anton Mayer stülpte das Stierhaupt, das er vorhin beiseite gestellt hatte, auf.

„Nun adieu, Kinder, wollt ihr noch einen trinken? He, Wirtschafft, auf meine Rechnung noch einen Humpen!“

Er warf die Bezahlung auf den Tisch und schritt schwerfällig nach der Tür. Merkwürdigerweise schien es nun auch dem schwarzen Domino nicht mehr in der Gesellschaft zu gefallen.

„Noch zwei Humpen auf meine Rechnung,“ sagte er, indem er sich erhob.

„Hier bleiben! Hier bleiben!“ schrie alles. „Der Domino muß hier bleiben!“

Aber schon war dieser ebenfalls zur Tür geeilt.

„Noch einen Humpen meinetwegen,“ schrie er,

indem er dem Wirt ein Fünfmärkstück hinwarf, „aber nun laßt mich!“

„Hoch, hoch, hoch, der Schwarze soll leben! — Schnell den Wein herbei, Wirtschafft!“

Der Mann mit dem Stierkopf schwankte indessen die Straße entlang. Ihm folgte der Domino in angemessenem Abstand. Jetzt betrat der Stierhauptide eine noch engere, rechts abbiegende Gasse, dann wandte er sich links und verschwand in einem Torflur. Der Domino folgte ihm und bemerkte, daß hier ein öffentlicher Durchgang war, der nach einer etwas breiteren Straße führte. Schon glaubte er, den Mann mit dem Stierhaupt verloren zu haben, als er ihn in einiger Entfernung abermals in ein Haus verschwinden sah. Diesmal aber handelte es sich nicht um einen Durchgang, sondern offenbar wohnte hier der Verfolgte. Ohne im geringsten zu zögern, betrat auch der Schwarze das baufällige Gebäude. Das Erdgeschoß war unbewohnt, die Fensterscheiben waren zerbrochen, die Türen hingen halb zertrümmert in ihren Angeln. Eine enge Treppe führte im Hintergrunde des Ganges nach oben. Unter ihr befand sich der Eingang zur Kellertreppe. Leise auftretend, strebte der Domino geräuschlos nach oben.

Auch die erste Etage war vollständig unbewohnt, ebenso die zweite und der Dachraum. Aergerlich stieg der Domino wieder hinab.

„Und doch habe ich ihn hier hineingehen sehen, und eine Hintertür gibt es nicht! Vielleicht finde ich ihn im Keller!“

Damit hob er sein Kostüm in die Höhe und griff in eine Tasche, aus der er einen Revolver zog, einer andern Tasche entnahm er eine elektrische Laterne. So ausgerüstet stieg er, vorsichtig Stufe auf Stufe ableuchtend, in die Tiefe. Unten angelangt, erhob er seine Laterne und ließ ihr Licht in den engen Kellerraum fallen, der aber ebenfalls leer schien. In diesem Augenblick aber schien das Gebäude über ihm zusammen zu krachen, nein, schlimmer noch, die Erde schien sich zu öffnen und der Himmel einzustürzen. Wie ein gefällter Stier brach der Domino lautlos nieder.

Im selben Moment erfüllte strahlende Helle den Keller. Ein Mann schwang sich aus dem Raume herab, der sich über der Eingangstür befand.

„Ich glaube, du hast genug,“ frohlockte er, als er neben dem besiegten Feinde stand, „zur Sicherheit aber will ich dir doch lieber noch das anlegen. Es wäre ja zu schön, wenn ich Falcão's Wunsch erfüllen könnte und du noch nicht ganz tot wärest.“

Geschäftig verschnürte er bei diesen Worten die Arme und Beine des Niedergeschlagenen. Dann riß er die Maske herab und blickte in das Gesicht Sherlock Holmes'.

„Endlich hast du deinen Sohn,“ zischte Anton Mayer, „du tust keinem mehr etwas — aber nein, noch hat er nicht genug,“ forrigierte er sich, als er sah, daß der Detektiv unter der spitzen Kapuze seines Dominos eine ziemlich starke Gummiplatte trug. „Der Kerl ist wirklich auf alles vorbereitet. Jedenfalls ist er jetzt nur betäubt, denn wirkungslos blieb der Schlag mit meinem Gummiknüppel trotz der Platte nicht. Na, Falcão wird sich freuen. Ich will ihm entgegengehen.“

Er zog ein Tuch aus der Tasche und machte daraus einen Knebel, den er dem Detektiv in den Mund zwängte. Bei dieser rohen Behandlung schlug Sherlock Holmes die Augen auf.

„Freut mich herzlich, Sie wiederzusehen, Mr. Holmes,“ redete ihn Mayer auf Englisch an, „hübsch hier in Köln beim Carneval, nicht wahr? Warten Sie nur einen Augenblick, ich will Ihnen gleich noch einen Bekannten vorstellen.“

Damit versetzte er dem Wehrlosen einen Fußtritt und eilte die Treppe hinauf. Sorgfältig verschloß er die Tür, die nach dem Keller führte, und die, im Gegensatz zu den andern Türen des Hauses, merkwürdigerweise nicht nur völlig unbeschädigt, sondern auch sehr stark konstruiert war. Dann wollte er das Haus verlassen. An der Tür aber prallte er mit einem Bajazzo zusammen.

„Ich hab' ihn! Er liegt unten! Hurra, Falcão, nun wollen wir uns aber einen Spaß machen.“

Der Bajazzo trat ein und warf die sehr defekte Haustür hinter sich zu.

„Kann er nicht ausrücken?“ fragte er und erledigte sich seines Kostüms.

„Kein Gedanke daran! Ich habe ihn gefesselt und geknebelt. Komm, eile dich, es wird ihm eine Freude und ein Hochgenuß sein, gerade dich zu sehen.“

5. Kapitel.

Ein vergessenes Stück Land.

Harry Taron hatte nicht verfehlt, sich sofort ins Palais de Ronsard zu begeben. Er war dabei genau so gekleidet, wie er gewöhnlich als flotter, lustiger, junger Gentleman in London umherzustreifen pflegte. Gegen drei Uhr nachmittags befand er sich mitten in den Vorbereitungen zu den Maßnahmen, die man zu ergreifen beschlossen hatte. Plötzlich zog er die Uhr.

„Ich habe ja Jeanette versprochen, um vier Uhr auf der Place la Broufère zu sein! Ist zwar jetzt eigentlich überflüssig, aber man kann nicht wissen, was ich noch herausbringen werde, und dann — man ist ja gern einem so hübschen, jungen Mädchen gefällig,“ schloß er lächelnd seinen Gedanken.

Schnell gab er sich wieder das Aussehen des französischen Dieners Guy und eilte nach dem Stelldichein. Er brauchte nicht lange zu warten, denn alsbald tauchte die Kleine auf.

„Ist es nicht entsetzlich,“ begann sie, heulend auf ihren neuen Freund zueilend, „denken Sie nur, unser Monsieur Jean ist nicht wiedergekommen. Ein Unglück auf das andere! Heute früh erfuhren wir, daß die Braut vom Herrn Grafen ermordet worden ist, dann verschwand Monsieur Jean, und denken Sie nur — nein, was es doch für schlechte Menschen gibt! — Ich habe im Auftrage unserer Wirtschafterin heute vormittag in einem benachbarten Dorfe etwas zu tun gehabt — wer begegnet mir auf der Landstraße? Ein Schlitten, und darin sitzen — Sie werden es nicht glauben, aber es ist wirklich wahr — darin sitzen Fred und Mary, die Diener im Hause des Grafen Falcão. Wie die es nun fertig brachten, ihre ermordete Gräfin zu verlassen! — Nein, es gibt doch wirklich schlechte Menschen.“

Harry Taron horchte hoch auf.

„Was sagen Sie da? Fred und Mary haben Sie gesehen? Und in einem Schlitten? In welcher Richtung fuhr denn der?“

„Die Landstraße hinunter nach Löwen. — Aber was ist Ihnen denn, Monsieur Guy, so warten Sie doch!“

Harry war in mächtigen Sprüngen davongeeilt. Es war ihm vollständig gleichgültig, ob die Kleine schmollen, oder ob er etwa gar ihrer Freundschaft verlustig gehen würde. In größter Eile stürzte er durch die Straßen und stürmte dann die breite Treppe des Palais de Ronsard hinauf. Hier verlangte er aufs entschiedenste, sofort zu den Grafen geführt zu werden. Eine Viertelstunde später erhielt der Kutscher den Befehl, schleunigst anzuspannen und dazu die beiden besten Pferde aus dem Stalle zu verwenden.

* * *

Genau an der belgisch-preussischen Landesgrenze teilt sich die Landstraße, welche die Verbindung von Lüttich nach Deutschland vermittelt. Der eine Arm führt nach Eupen, der andere nach Aachen. An dieser Gabelung hielt am Abend eines Februartages des Jahres 19... ein leichter Schlitten, in dem zwei Personen saßen. Es war trotz der bitteren Kälte ein freundlicher Tag gewesen, doch nun war die Sonne im Untergehen begriffen, und man konnte voraussehen, daß in kurzer Zeit die Dunkelheit hereinbrechen würde.

„Es ist entschieden näher nach Eupen als nach Aachen. Im Notfalle könnten wir auch in Herbesthal übernachten.“

Mit diesen Worten wandte sich der eine Insasse des Schlittens, ein junger Mann von etwa sechsund-

zwanzig Jahren, an seine Begleiterin, die, in Decken und Pelze gehüllt, neben ihm saß.

„Wie du meinst, Fred,“ entgegnete das hübsche Weib, indem es sich fröstelnd noch mehr in die Decken schmiegte, „ich bin hier vollständig fremd, nur sehe ich immer noch nicht, daß wir das belgische Gebiet verlassen haben.“

„Du kannst dich darauf verlassen, Mary, die Straße führt haarscharf an der Grenze entlang, und es ist dabei vollständig gleichgültig, ob wir nach Eupen oder Aachen reisen, denn in beiden Fällen werden wir noch ein gutes Stück weit ebensowohl auf deutschem als auf belgischem Gebiete sein. Uebrigens halt! Da fällt mir etwas ein! Weißt du, was wir tun? Wir wählen die Richtung nach Aachen und bleiben dann in jenem gottvergeffenen Winkel über Nacht, der von hier aus wohl in kurzer Zeit zu erreichen ist, nämlich in Moresnet.“

„Ich verstehe dich nicht, Fred, es kommt für uns ja doch nur in Betracht, ob der Ort, in dem wir übernachten, deutsch oder belgisch ist.“

„Weder das eine noch das andere, mein Lieb,“ lachte Fred, „sondern er ist vergessen.“

„Erkläre dich doch deutlicher.“

„Zwischen der Provinz Lüttich einerseits und Aachen und Eupen anderseits ist ein Gebiet, das seit 1816 unter preussischer und belgischer Hoheit steht. Ich kann dir auch nicht mehr erklären als das eine: wenn wir in Moresnet übernachten, so sind wir ebenso sicher als in Aachen selbst.“

„Nun, dann also vorwärts,“ entschied Mary.

Während der Schlitten nunmehr in sausendem Galopp die Straße weiterfuhr, herrschte zunächst unter den beiden Insassen tiefes Schweigen. Endlich aber ergriff Fred wieder das Wort, indem er zugleich die rasche Gangart des Schlittens etwas mäßigte.

„Ich verstehe übrigens nicht, Mary, warum du so furchtbar drängst, aus Belgien herauszukommen. Glaubst du denn wirklich, daß wir in Aachen oder in einer andern deutschen Stadt sicherer wären als in Brüssel oder Lüttich?“

„Aber natürlich, denn Aachen ist doch deutsch!“ Fred zuckte die Achseln:

„Was tut's! Du kennst offenbar nicht die famosen internationalen Vereinbarungen, wonach ein Staat dem andern bei der Ermittlung von Verbrechern behilflich ist und die in seinen Grenzen abgefaßten Unglücklichen nach einigen Formalitäten dem suchenden Staat sofort ausliefert?“

Bei dem Worte „Verbrecher“ zuckte Mary unwillkürlich zusammen und ergriff die linke Hand ihres Begleiters:

„O, Fred! Wir sind doch keine Verbrecher!“ schluchzte sie, wir haben doch nur die Juwelen einem

Gauner abgenommen, der hat sie doch gestohlen und nicht wir.“

Fred pfiff leise vor sich hin, dann beugte er sich lächelnd hinab und küßte seine Begleiterin. Er dachte anders über die Sache als Mary, die mit ihren verwirrten Rechtsbegriffen nicht einsah, daß man sie und ihren Begleiter nun ebenfalls zu der Klasse von Menschen zählen würde, die abseits vom Wege des Guten gehen.

„Beruhige dich nur, mein Kind, du bist ja meine liebe Mary. Es kommt für uns jetzt alles darauf an, möglichst weit von Brüssel weg zu sein. Dann aber — und das ist freilich die größte Schwierigkeit, müssen wir die Juwelen verkaufen.“

„Ja, aber falcão?“ fragte das Weib schüchtern. Fred begann laut aufzulachen.

„Der wird uns doch nicht verfolgen lassen! Vor dem habe ich wahrlich keine Angst. Die einzige Gefahr, die wirklich besteht, droht natürlich vom Grafen de Ronsard.“

Vor allem müssen wir nun die Nacht irgendwo verbringen,“ ließ er sich nach kurzem Schweigen wieder vernehmen, „und ich schlage wiederum Moresnet vor. Morgen wollen wir dann nach Köln weiterreisen und dort einige Tage von unsern Strapazen ausruhen. Doch sieh, dort tauchen die Häuser von Neutral-Moresnet auf. Hoffentlich werden wir eine gute Unterkunft finden.“

Fred knallte mit der Peitsche, und die Pferde griffen kräftig aus, wahrscheinlich, weil sie die Nähe menschlicher Wohnungen witterten und sich nach dem Stalle sehnten.

Vor einem Gasthause der kleinen Gemeinde hielt endlich der Schlitten. Fred sprang herab und betrat das Gastzimmer, in dem nur wenige Männer saßen. Er ging auf den Wirt zu, der am Schenkstisch hantierte, und fragte, ob er für sich und seine Frau ein einfaches, billiges Zimmer haben könne. Sie seien reisende Artisten, die morgen nach Aachen fahren wollten.

Etwas mißtrauisch besah der Wirt den späten Gast.

„Es ist selbstverständlich,“ sagte Fred lächelnd, „daß ich das Quartier gleich im voraus bezahle.“

Damit legte er ein Zwanzigfrancsstück auf den Tisch und besiegte so die etwaigen Bedenken des behabigen Wirtes.

„Wir benutzen unsern eigenen Schlitten,“ fuhr Fred erklärend fort, während er ihm nach der Haustür folgte, „weil wir unsere Pferde, mit denen wir auftreten, sonst mit der Bahn befördern müßten, was zu teuer käme.“

Dem Wirt leuchtete diese Erklärung offenbar ein, wenigstens sah er sich zu weiteren Nachforschungen nicht veranlaßt, sondern er lud die noch immer im

Schlitten sitzende Dame ein, abzustiegen und führte sie in ein neben der allgemeinen Gaststube befindliches kleineres Zimmerchen. Fred aber ließ sich von dem Hausknecht den Stall zeigen, wo er selbst das Abspannen der Pferde und deren Unterbringung überwachte.

„Kostbare Tiere,“ erzählte er während dieser Arbeit dem Hausknecht, „unser ganzes Vermögen. Wir müssen sie in jeder Weise sorgfältig behandelt wissen. Sparen Sie daher nicht am Futter undbürsten und reinigen Sie sie gut.“

Ein Fünffrancsstück unterstützte diesen Wunsch und veranlaßte den Knecht zu einer Flut von Danksa- gungen. Fred aber verließ den Stall und, schen nach allen Seiten umblickend, griff er unter den Sitz im Schlitten und zog einen kleinen Handkoffer daraus hervor, den er sorgfältig unter seinem großen Mantel verbarg. Dann schritt er nach dem Hause.

In dem kleinen Gastzimmer hatte inzwischen der Wirt die von der Decke herabhängende Petroleumlampe angezündet und in umständlicher Weise frische Kohlen in den altertümlichen Ofen geworfen. Mary war noch immer dicht verschleiert. Sie hatte sich in der Nähe des Ofens auf einen Stuhl gesetzt.

Fred sah sich im Zimmer um. Es war mäßig groß, hatte zwei Fenster, deren Läden aber geschlos- sen waren, und zwei Türen, von denen die eine nach dem allgemeinen Gastzimmer, die andere nach dem Flur führte. Die Prüfung fiel zu seiner Zufrieden- heit aus, Gefahr schien er nicht befürchten zu müssen.

„Ich bitte Sie, Herr Wirt, das Heizen unseres Zimmers sofort zu veranlassen, inzwischen wollen wir speisen.“

Kaum war der Wirt aus dem Zimmer gegangen, so stellte Fred vorsichtig den Koffer unter seinen Stuhl und breitete seinen Mantel darüber, so daß er vollständig verdeckt wurde.

„Zieh auch deinen Mantel aus, Mary, und lege ihn hier herauf; es ist nicht nötig, daß man den Kof- fer bemerkt.“

Mary tat, wie ihr geheßen.

„Und jetzt, Herr Wirt,“ rief Fred dem wieder eintretenden Hotelier zu, „lassen Sie bitte auch noch unser geringes Gepäck, das noch auf dem Schlitten steht, hinaufschaffen, und dann wollen wir uns ernst- lich mit unserm Abendbrot beschäftigen.“

* * *

Etwa zwei Stunden nach dem eben Geschilderten hielt an derselben Gabelung der Landstraße ein an- derer Schlitten. In demselben befand sich ein etwa sechzigjähriger Herr von ausgesprochen französischem Typus. Das von einer Pelzmütze bedeckte, kurz ge- schnittene, graue Haar, der energische Zug des mit Schnurr- und Knebelbart geschmückten Gesichtes und

die ganze Haltung ließen ohne Mühe auf den mili- tärlichen Beruf des Herrn schließen. An seiner Seite befand sich ein junger Mann von blühendem Aus- sehen, der die Zügel hielt und jetzt mit der Peitsche in die Richtung zeigte, die nach Aachen führte.

„Nach Eupen ist die Strecke allerdings bedeutend kürzer,“ meinte er nach einigem Nachdenken, „aber ich glaube doch, daß sie die andere Richtung einge- schlagen haben, denn auf dem Wege nach Aachen kom- men sie viel schneller auf deutsches Gebiet.“

Der andere schüttelte den Kopf.

„Sie mögen recht haben, Mr. Taron. Ich ver- spreche mir aber von der ganzen Hetzjagd nicht viel. Die Sache trägt ja einen rein mittelalterlichen Cha- rakter. Wohl scheinen sie Brüssel mit dem Schlitten verlassen zu haben, aber sie werden nicht so töricht gewesen sein, lange auf diese Weise zu reisen. Herr- gott, heutzutage kommt man doch viel schneller mit der Eisenbahn vorwärts.“

„Ja, ja! Sie vergessen aber nur, Herr Graf, daß Jean in dem Verhör ausdrücklich gesagt hat, daß man beabsichtigte, auf diese Weise zu entfliehen. Uebrigens hat sie Jeanette doch auf der Straße nach Löwen ge- sehen, und ihre Spuren führen in der Tat bis Lüttich. Ich denke mir, daß sie nun ohne Rast und Ruhe weiterreisen, denn, als Fred heute morgen Jean ab- holen wollte und erfuhr, daß derselbe von einem Herrn mitgenommen worden war, mußte ihn dies doch stutzig machen. Dummerweise hat der Portier dann auch noch erzählt, daß man die Gräfin ermor- det aufgefunden habe, und nun gab es für die beiden wohl kein Aufhalten mehr.“

„Das scheint ja alles sehr wahrscheinlich zu sein,“ gab Paul de Ronsard zu, „aber da stehen wir nun vor einem verfluchten Kreuzweg.“

„Wenn meine Annahme, daß sie sich nicht nach Eupen, sondern nach Aachen gewendet haben, richtig ist, so ist zu hoffen, daß wir sie morgen dort erwischen und dingfest machen können. Ihr Herr Nefte reist ja außerdem zu aller Sicherheit den gleichen Weg mit der Bahn und erwartet uns in Aachen.“

„Das heißt also, daß wir die ganze Nacht fahren müssen, vorausgesetzt, daß unsere Pferde bei dieser Parforcetour nicht versagen.“

„Wir können ja,“ schlug Taron vor, „in einem Gasthaus unterwegs uns eine Kleinigkeit zu essen und unsern Pferden Futter geben lassen.“

Ein verdrießliches Brummen belehrte den jungen Engländer, daß sein Begleiter, wenn auch widerwil- lig, mit dem Vorschlag einverstanden sei, und bald fauste der Schlitten wieder durch die Nacht dahin, bis er endlich vor dem kleinen Gasthose in Moresnet Halt machte, in welchem vor zwei Stunden Fred und Mary abgestiegen waren.

Eben verließen die letzten der wenigen Gäste die Wirtschaft. Mißmutig erschien der Besitzer im Rahmen der Tür und warf einen keineswegs freundlichen Blick auf den Schlitten, dessen Insassen ihn offenbar verhindern wollten, sein Bett aufzusuchen.

„Womit kann ich noch dienen?“ brummte er.

„Mit nicht viel, Herr Wirt,“ rief Harry, indem er seinem Begleiter die Zügel übergab und vom Schlitten sprang, „wenn wir aber ein Butterbrot und ein Glas Bier haben könnten, würden wir Ihnen sehr dankbar sein. Vielleicht wäre es auch noch möglich, daß unsere Pferde etwas Futter bekämen.“

Auch in diesem Falle wirkte ein dem Wirt in die Hand gedrücktes Zehnfrancsstück sehr fördernd auf seine Entschliebung.

„Ich werde Ihnen alles besorgen,“ erwiderte er und ließ das Geldstück in seine Westentasche gleiten, „wollen Sie eintreten?“

„Nein, ich ziehe es vor, im Schlitten sitzen zu bleiben,“ entgegnete der Graf.

Während der Wirt im Hause verschwand, stapfte Harry auf und ab, um seine erstarrten Glieder wieder gelenkig zu machen.

* * *

In einem Zimmer der ersten Etage hatten Fred und Mary ihr Unterkommen gefunden. Die Anstrengung der Reise ließ sie schnell in tiefen Schlaf fallen. Plötzlich aber fuhr Fred im Bette empor. Sein scharfes Ohr hatte Schellengeflügel vernommen.

„Ein Schlitten,“ murmelte er, „was hat der noch so spät hier zu suchen?“

Hastig sprang er vom Lager auf und eilte an das mit Gardinen dicht verhängte Fenster. Vorsichtig schob er sie etwas zurück und blickte hinaus. Er war Zeuge, wie der Schlitten vor dem Hause hielt, und hörte die Unterredung zwischen dem Wirt und den beiden Insassen, ohne indessen die Worte zu verstehen.

„Wir sind verloren,“ murmelte er, „es ist, so wahr ich lebe, Graf Paul de Ronsard! Wir sind verloren,“ wiederholte er, indem er seine Begleiterin wach rüttelte. „Mary! Mary!“

Schlaftrunken richtete sich diese auf.

„Ist denn schon wieder Zeit?“ fragte sie.

„Nein, Mary,“ flüsterte Fred ihr zu, „aber mache dich auf das Schlimmste gefaßt. Unten vor dem Hause hält Graf Ronsard. Sie haben offenbar unsere Spur ermittelt; möglich, daß sie uns schon entdeckt haben. Es ist aber auch denkbar, daß sie weiterreisen. Auf jeden Fall“ — seine Augen funkelten — „auf jeden Fall gedenke ich unsern Schatz und unsere Freiheit so teuer als möglich zu verkaufen.“

Damit ergriff er die beiden auf dem Tische liegenden Revolver.

„Wenn es aber zum Allersten kommt, ich denke, Mary, du wirst dann den Mut haben, zu tun, was wir schon in Brüssel beschlossen haben.“

Er deutete dabei in nicht mißzuverstehender Weise auf einen dritten Revolver, der auf dem Nachttisch Marys lag. Entsetzt sprang diese aus dem Bett, und während sich beide hastig mit den notwendigsten Kleidern versahen, hörte man, wie unten der Wirt wieder mit seinen Gästen sprach. Mit der größten Vorsicht schob Fred die Gardine wieder zur Seite, der Versuch, das Fenster zu öffnen, mißlang aber, denn es war zugefroren. Fred bemerkte nun, daß der Wirt den späten Gästen Speise und Trank reichte und dann nach dem Stalle schritt, aus dem er bald mit zwei Säcken Hafer zurückkam, die er den Pferden umhängte.

„Noch ist Hoffnung,“ flüsterte Fred dem fassungslos dastehenden Weibe zu, „daß sie weiterfahren. Sie haben uns offenbar noch nicht entdeckt, denn sonst würden sie nicht im Schlitten essen. Es kommt jetzt alles darauf an, daß der Wirt nichts von uns erzählt.“

Er beobachtete aufs aufmerksamste, was unten vorging. Da sah er denn, wie der Wirt den Pferden, denen Taron sofort nach dem Anhalten Decken übergelegt hatte, diese wieder abnahm und die Tiere mit einem Tuche leicht abrieb.

„Auf diese Weise hat er doch keine Zeit zum Sprechen,“ murmelte der Beobachter am Fenster mit befriedigtem Kopfnicken. „Halt, was ist das?“

Der Wirt war an den Schlitten herangetreten. Man hatte ihn offenbar gerufen.

„Damned!“

Doch die Angst Freds war unbegründet. Der Wirt ging ins Haus, und man sah ihn bald wiederkommen, in jeder Hand ein frisches Glas Bier. Während die Gäste tranken, nahm er den Pferden die Säcke wieder ab, und mit einem lautgerufenen „Bon voyage!“ zog er sich endlich zurück. Die Pferde griffen mit neuen Kräften aus, und der Schlitten war bald im Dunkel der Nacht verschwunden. — — —

Mit einem tiefen Seufzer richtete sich Fred auf.

„Wir haben Glück gehabt, Mary! Sie sind fort! Diesmal waren wir nahe daran. Ein einziges Wort des Wirtes hätte genügt, uns zu verraten. Doch nun sind wir in Sicherheit!“

„Aber wieso?“ fragte Mary, indem sie erschöpft auf den Rand des Bettes niedersank.

„Wieso? Nun, sie fahren nach Aachen. Sie haben sich nicht sehr geirrt, wenn sie annahmen, daß sie uns dort zu suchen hätten, nur hat der edle Graf und sein Begleiter vergessen, hier danach zu fragen, ob etwa ein Schlitten vorbeigekommen sei. Hätten sie das getan, so würde der Wirt natürlich geplaudert

haben, und dann war es um uns geschehen. Anscheinend sind sie aber ihrer Sache so sicher, daß ihnen eine solche Frage ziemlich überflüssig schien. Nun können Sie sich ja in Aachen die Füße wund laufen, sie werden weder Fred Morris, noch die Juwelen, noch meine teure Mary Smith finden. Wir aber fahren morgen mit dem frühesten bis zur Gabelung des Weges zurück, dann gibt es noch eine lustige Schlittenfahrt bis Köln, wo wir gerade zur Fastnacht eintreffen und im allgemeinen Trubel verschwinden werden."

6. Kapitel.

Auf dem Scheiterhaufen.

Nur einen flüchtigen Blick hatten Falcão und Anton Mayer auf ihren Gefangenen geworfen. Sorgfältig verschlossen sie die starke Tür, dann verließen beide das Haus, dessen Tür sie ebenfalls gut verwahrten.

"Für heute nacht ist es zu spät," erklärte der Portugiese. "Wir müssen Holz und Petroleum beschaffen, und dann will ich auch die Gesellschaft im Rebstock noch etwas in Stimmung bringen. Es müssen noch mehr werden. Morgen aber, denk' ich, am Fastnachtdienstag, wenn die Verrücktheit ihren höchsten Grad erreicht hat, so gegen sechs Uhr etwa . . ."

"Soll mir recht sein!" erklärte Anton. "Schadet ihm gar nichts, wenn er vierundzwanzig Stunden in dem Koch hungert und friert. Hurra, Falcão, das wird die Krone aller Fastnachtscherze in diesem Jahre werden!"

Bald regalierte im Rebstock Anton Mayer mit dem Gelde seines Freundes wieder die johlende und gröhlende Menge. Er lud sie ein, zum Nachmittag des morgigen Tages recht zahlreich zu kommen, weil es einen Hauptspañ geben würde. — — — — —

Am Nachmittag des Fastnachtdienstag stiegen der Portugiese und sein Freund in den Keller des alten Hauses hinab.

Anton Mayer schleppte den gefesselten Weltdetektiv in die Wand des Kellers und richtete ihn dort so auf, daß er sich in sitzender Stellung befand. Mit verchränkten Armen schaute Falcão dieser Tätigkeit zu. Dann zogen sich die beiden Gauner eine Bank, die nur noch drei Beine hatte, heran, und setzten sich so vor ihrem Opfer nieder, daß dieses voll vom elektrischen Lichte, das im Keller angebracht war, bestrahlt wurde.

Mit einer tiefen Verbeugung deutete Anton Mayer auf Falcão, indem er sagte:

"Ich habe die Ehre, Mr. Holmes, Ihnen den Herrn Grafen Jeronymo de Falcão vorzustellen. Da wir beabsichtigen, uns ein bißchen mit Ihnen zu un-

terhalten, werde ich mir gestatten, Ihnen den Sie am Sprechen hindernden Knebel aus dem Munde zu nehmen. Sie bemerken aber diese beiden Revolver sowie den Dolch, den der Herr Graf in der Hand hat, und Ihr weltbekannter Scharfsinn wird Ihnen nicht verborgen lassen, was unzweifelhaft geschehen wird, falls Sie unsere Güte durch lautes Brüllen und Schreien zu mißbrauchen gedächten."

Damit nahm er ihm den Knebel aus dem Munde. Sherlock Holmes lächelte.

"Wie würde ich in Gegenwart so feiner Gentlemen die feierliche Stille durch unziemliches Schreien stören! Befürchten Sie nichts, meine Herren! Ich selbst habe diesen Moment der gegenseitigen Aussprache herbeigewünscht. Womit kann ich Ihnen dienen?"

Ein höhnisches Gelächter war die Antwort.

"Uns dienen! Die umgekehrte Frage wäre besser am Platz. Womit glauben Sie, daß wir Ihnen zu dienen gedenken, Mr. Holmes?"

"Neugierde war von jeher meine geringste Schwäche," lautete die ruhige Antwort.

"Dann will ich es Ihnen sagen," ergriff Falcão jetzt das Wort, "Monsieur le Vicomte de Hallencourt, oder Mr. Holmes, oder wie Sie sich sonst zu nennen belieben, wir wollen unser Konto mit Ihnen ausgleichen."

Holmes nickte.

"Ich lobte es stets, wenn man alte Schulden endlich bezahlen will," antwortete er, "Sie tun es zwar spät, Gentlemen, aber spät ist doch immerhin besser als gar nicht. Freilich" — er zuckte die Achseln — "ich befürchte sehr, daß sich ein bedeutendes Debet für Sie angehäuft hat und daß deswegen ein einmaliges Hängen am Galgen, wozu Sie ja ohnehin schon von früher her verpflichtet sind, nicht genügen wird, um es auszugleichen."

"Mr. Holmes, Sie sind ein Spaßvogel."

"Finden Sie?"

"Allerdings, denn wie Sie in Ihrer jetzigen Lage davon reden können . . ."

"Ich habe mich schon in viel schlimmeren befunden," lächelte Holmes mit eiserner Kaltblütigkeit, "oft saßen Gauner und Galgenvögel, die fast ebenso schlimm waren wie Sie, vor mir, dem wehrlosen und gefesselten Mann, man hielt mir Dolche, Revolver und was solche Spielsachen mehr sind, entgegen, legte mich auf Pulverfässer, stellte Höllenmaschinen vor mir auf — ich könnte Sie noch stundenlang mit Aufzählung der verschiedenen Todesarten, die man mir zugebracht hatte, unterhalten, meine Herren —, doch das hat keinen Zweck. Aus dem Umstande, daß ich die Ehre habe, mit Ihnen hier zusammen zu sein, schließen Sie ja wohl von selbst, daß ich stets allem entgangen bin, und im Vertrauen will ich Ihnen verraten, daß die Gentle-

men, die mir solche Ehrungen zugebracht hatten, gewöhnlich bald darauf dort hingen, wo Sie von Gottes und Rechts wegen ebenfalls hingehören. Die Nutzanwendung können Sie sich ja nun selbst machen."

Ein greulicher Fluch drang aus dem Munde des Portugiesen.

"Machen wir es kurz mit dem Kerl," schrie er, "da!"

Schon griff er nach dem Revolver, als ihn Anton Mayer bei der Hand faßte.

"Nicht so, Jeronamy! Ein Schuß macht Lärm, und dann — so stirbt er doch auch zu schnell! Wir hatten ihm ja etwas ganz anderes zugebracht!"

Sherlock Holmes warf einen freundlichen Blick auf Mayer.

"Ihr Herz ist doch besser, als ich dachte!" rief er ihm zu, "Sie haben mir eben das Leben gerettet. Dafür habe ich Ihnen eine besondere Belohnung zugebracht."

"Sie wollen mich wohl dem Galgen entziehen, an dem Sie mich schon hängen sehen?" höhnte Mayer.

"Ach nein, mein Lieber, das wäre doch zu viel für die kleine Gefälligkeit, die Sie mir erwiesen haben, aber bevor Sie hängen, will ich Ihnen ein Geheimnis verraten."

"Welches denn?"

"Kommt Zeit, kommt Rat," lächelte Holmes, "darf ich aber, ohne unbescheiden zu sein, fragen, welche schöne Todesart Sie mir eigentlich zugebracht haben?"

"Das sollen Sie sofort hören!" rief Falcão, "Sie wissen doch, daß heute Fastnacht ist?"

"Das ist mir allerdings nicht entgangen."

"Nun gut, da sollen Sie einen lustigen und eigenartigen Tod sterben. In einer halben Stunde werden Sie nach dem „Goldenen Rebstock“ überführt — na, Sie kennen ihn ja, wissen Sie, dort, wo die lustige Gesellschaft ist. — Auf dem freien Platze vor dem Hause werden wir einen riesigen Scheiterhaufen errichten, und darauf soll der Griesgram verbrannt werden. — Sie beginnen wohl etwas zu ahnen, Mr. Holmes, nicht wahr?"

Dieser nickte freundlich.

"Gewiß," antwortete er kaltblütig, "Sie rühmten ja vorhin schon meinen Scharfsinn. Der Griesgram wird wohl der schwarze Domino sein, der schon gestern unter das bunte Gewimmel, das in jenem sehr reputierlichen Saale herrschte, nicht recht passen wollte. Aber befürchten Sie nicht, daß die Herren und Damen, die auf meine Kosten so schönen Wein bekommen haben, nicht am Ende doch . . ."

"Keine Angst, mein Freund," schrie Falcão, "Sie sollen in Ihrem Genuß nicht verkürzt werden, keiner wird Sie zu Gesicht bekommen, außerdem sind jene

Herren und Damen jetzt so total betrunken, daß sie kaum in der Lage sein werden, das Trauerlied mitzusingen, das ich bei Ihrer feierlichen Verbrennung anzustimmen gedenke."

"Und was haben Sie mir sonst noch mitzuteilen?"

"Ja, haben Sie denn nicht gehört, daß wir Sie verbrennen wollen?"

"Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube," zitierte der Goetheseste.

"Sie werden ihn schon bald finden."

Falcão erhob sich und warf noch einen bösen Blick auf seinen Gefangenen.

"Du bleibst hier," herrschte er Anton Mayer an, "und bewachst ihn. Ich hole jetzt, was zu unserm Fastnachtspäßchen notwendig ist."

"Wir können's uns ja nun gemütlich machen, Mr. Holmes," begann Mayer wieder zu höhnen, als Falcão die Kellertür hinter sich zugemacht hatte, "nicht wahr, daß Sie mich hier treffen würden, haben Sie wohl nicht erwartet?"

"Eigentlich doch," meinte Holmes, "sehen Sie, als ich erfuhr, daß der Herr Graf de Falcão seine Schwester erstochen hat . . ."

"Was hat er?" schrie Mayer, indem er aufsprang, "was sagen Sie?"

"Nun ja," meinte Holmes ruhig, "als ich gestern von der Ermordung der Gräfin de Falcão hörte, und als man zugleich den lebenswürdigen Herrn Grafen nicht mehr vorfand . . ."

"Aber mein Gott, was reden Sie denn da fortgesetzt? Von welcher Ermordung sprechen Sie denn?"

Holmes zuckte die Achseln.

"Ich bemerke, lieber Mayer, daß Ihnen das Englische aus Mangel an Übung schwer fällt. So will ich denn auf Deutsch wiederholen, was ich gesagt habe," meinte er lächelnd, "also: die Gräfin Maria de Falcão wurde gestern früh mit einem Dolche im Herzen in ihrem Zimmer gefunden. Der Herr Graf aber war ausgerückt. Sehen Sie, das ist das Geheimnis, das ich Ihnen mitteilen wollte, zur Belohnung für Ihre gezeigte Gutherzigkeit. — Als ich nun dies erfahren hatte, wußte ich gleich, daß Maria nicht gerade die leibliche Schwester Falcãos zu sein brauchte, und da ich damals in Monte Carlo ziemlich genau in Ihre Familienverhältnisse einzudringen Gelegenheit fand, Herr Mayer, so war bei meinem von Ihnen wiederholt mit Recht gerühmten Scharfsinn es nicht allzu schwierig, zu vermuten, daß . . ."

"Sie lügen! Es ist nicht möglich! Falcão hat Therese nicht ermordet! Er erzählte mir doch, daß sie sich in Brüssel befinde."

"Tut sie ja auch," unterbrach ihn Holmes trocken.

"Nein, daß sie sich wohlbefinde, daß sie ihm in einer Woche nachkommen werde, und daß . . ."

„Anton Mayer,“ sagte Holmes, „meinst du wirklich, daß man allem dem, was Falcão sagt, vollen Glauben beimessen kann? Ich schlage dir ein einfaches Mittel vor: suche den Fastnachtscherz, den Ihr mit mir vorhabt, um eine Stunde zu verschieben, begib dich irgend wohin, wo man eine größere Tageszeitung haben kann — etwa die ‚Etoile belge‘. Darin wird ja wohl die Ermordungsgeschichte der armen Therese ausführlich stehen.“

„Es ist jedenfalls eine Lüge!“ schrie Anton Mayer, „aber —“ seine Augen begannen zu funkeln, er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen — „wenn es wahr ist, dann soll er es büßen, so wahr ich lebe!“

Er wollte aus dem Keller stürzen, doch Falcão hatte die Tür verschlossen. Mit beiden Fäusten hämmerte Mayer dagegen.

„Das ist ganz nutzlos,“ lachte unten der Detektiv, „aber ich will mal gefällig sein, komm her! Streife meinen Domino in die Höhe, da wirst du einen Dietrich finden, der alle Türen öffnet.“

Die erste Aufregung Mayers war verraucht. Er hörte kaum auf das, was Holmes sagte, sondern setzte sich auf der obersten Stufe der Kellertreppe nieder.

„O, Therese,“ schluchzte er, „die einzige Schwester, die ich hatte. Die liebste von allen meinen Geschwistern! Meinen Bruder Franz haben sie in Berlin geköpft, Leopold wurde in Wien gehängt, und die Therese hat nun dieses Scheusal erstochen. Ich bin allein noch übrig . . .“

„Und bestimmt, einen englischen Galgen zu zieren,“ vollendete Holmes leise den Satz.

Die Augen Mayers, der ihn wohl verstanden hatte, begannen zu funkeln.

„Wenn auch! So soll er wenigstens mein Schicksal teilen! Ha, er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht! Doch wart' nur, er soll es büßen . . . He da, Holmes, wollen Sie schweigen von dem, was Sie mir mitgeteilt haben?“

„Wie das Grab,“ versicherte dieser feierlich.

„Nun denn, dann werde ich Ihre Stricke so durchschneiden, daß Sie sich mit leichter Mühe selbst befreien können!“

Schnell riß Mayer den noch auf der Bank liegenden Dolch an sich und durchschnitt die Fesseln des Detektivs, aber so, daß sie nicht gleich abfielen, sondern daß es noch eines leichten Zerrens bedurfte, um sie völlig zu zerreißen.

Ein fröhliches Zucken nuschte über Holmes' Gesicht.

„Anton,“ sagte er, „du bist nicht der schlechteste von euch beiden, das habe ich schon bei der andern Geschichte früher — du weißt ja — bemerkt. Wenn du nun willst, soll der Mörder deiner Schwester (Sherlock Holmes betonte in schlauer Weise die Worte

Mörder und Schwester) furchtbar bestraft werden. Lasse ihn nur sein Vorhaben ausführen; ich kenne die Details ja noch nicht, aber ich versichere dir, daß ich ihn im geeigneten Augenblicke verhaften werde. Dir überlasse ich es dann, zu entfliehen, wenn du willst. Allerdings, lieber Anton, daß du deinem Schicksal entgehen wirst, glaube ich nicht; höchstens ist es vielleicht kein englischer, sondern ein anderer Galgen, den du schmücken wirst.“

Mayer hatte den Kopf in die Hand gestützt und, wie es schien, teilnahmslos zugehört. In der Brust dieses Mannes wohnte noch ein letzter Rest menschlichen Gefühls, es war die Liebe zu seiner Schwester. Ekel und Abscheu erfaßte selbst diesen halb vertierten Menschen, als er hörte, daß derjenige, mit dem er früher Freud und Leid geteilt hatte, den er bisher als Freund angesehen, und der sich auch gestern und heute wieder als solcher gerierte, ihm das Einzige und Liebste, was er auf der Welt besaß, kalten Blutes dahingemordet hatte. — — —

„Du mußt dich beherrschen, Anton,“ rief ihm endlich Holmes zu, „denn ich höre Falcão kommen. Bedenke, daß es gilt, den Schurken, der Therese erstickt hat, zu bestrafen!“

Mayer stieß einen Fluch aus.

„Er soll mich bereit finden!“ knirschte er.

Dann ergriff er einen Revolver und setzte sich vor Holmes hin, als ob er ihn die ganze Zeit bewacht und mit der Waffe bedroht hätte. Oben hörte man eine Tür aufschließen.

„All right, Mr. Holmes,“ versicherte Falcão, die Treppe herabsteigend. „Sehen Sie sich noch einmal die strahlende Helle des elektrischen Lichtes an, draußen ist es schon dunkel, und Sie werden nun nie mehr Glanz und Helle sehen.“

„Tut nichts,“ entgegnete Holmes, „zu viel Licht schadet ohnehin den Augen!“

„Faß' an, Anton,“ befahl Falcão.

Mayer steckte den Revolver in die Tasche und eilte zu Häupten des Gefesselten.

„Ich will ihn oben packen, nun vorwärts!“

Man hob den Detektiv auf und trug ihn nicht ohne Mühe die enge Kellertreppe hinauf in den Hausflur. Dort stand ein schlichter, schwarzer Sarg.

„Ich konnte keinen besseren und vornehmeren finden, Mr. Holmes,“ entschuldigte sich Falcão, „bedenken Sie, es ist schon Nacht, und heute ist ja auch noch dazu Fasching!“

„Machen Sie keine Umstände, Herr Graf,“ unterbrach ihn Holmes lächelnd, „ich glaube, dieser da genügt vollständig für Ihre humane Absicht. Ich verstehe, Sie wollten nicht, daß Ihre Freunde vorzeitig den schwarzen Domino wiedererkennen — — — Sie sind ein genialer Schurke, Falcão.“

„Danke für die freundliche Anerkennung. So, nun bitte! Guspazieren.“

Wieder faßte man Holmes an und legte ihn in den Sarg.

„Vergiß den Knebel nicht, Anton,“ ermahnte Falcão seinen Komplizen.

„Ja, es ist besser, wenn Sie mir das Tuch wieder in den Mund stecken,“ bestätigte der Detektiv freundlich die Aufforderung seines Todfeindes, „dann sind Sie wenigstens sicher, daß ich nicht schreien werde, was ich allerdings auch ohnedies nicht zu tun gedenke.“

Mayer preßte ihm nur oberflächlich das Tuch zwischen die Zähne.

„So, alter schuftiger Bluthund,“ schrie Falcão, indem er dem still Daliegenden ins Gesicht spie, „nun richte dem Teufel meine freundlichen Grüße aus. Ich lasse ihm sagen, er solle dich ganz besonders sorgfältig schmoren und braten.“

Durch ein freundliches Nicken mit dem Kopfe versicherte der am Sprechen verhinderte Holmes, daß er nicht verfehlen würde, den Auftrag auszurichten. Dann wurde der Deckel auf den Sarg gestülpt, und Holmes hörte, wie man ihn zuschraubte. Daß Mayer die Schrauben am oberen Ende nur scheinbar anzog, entging Falcão. Bald fühlte sich Holmes in die Höhe gehoben und davongetragen. —

Es bedurfte nur einer geringen Anstrengung, eines leichten Dehnens und Zerrens der Glieder, und der Detektiv fühlte sich seiner Fesseln entledigt. Schnell streifte er seinen Domino in die Höhe, griff in die Tasche und zog einen kleinen Bohrer hervor, mit dem er in die Wand ein Luftloch bohrte. Dann blieb er wieder ruhig liegen und harrete der Dinge, die da kommen sollten.

* * *

Fred und Mary waren gegen Abend in Köln eingetroffen. Sie hatten ihren Wagen bei einem Fuhrhalter eingestellt und traten nun, mit ihren wenigen Habseligkeiten in der Hand, auf die Straße.

„Und jetzt, Mary,“ rief Fred, „jetzt wollen wir ein feines Hotel auffuchen. Morgen werde ich dann in einer Bank ein „Safe“ mieten, wo wir unsern Schatz vorläufig in Sicherheit bringen können. Heute nacht müssen wir ihn dem Wirte zur Aufbewahrung geben, man übernimmt ja in jedem feinen Hotel die Verwahrung von Kostbarkeiten der Gäste. Wir werden sagen, daß sich dein Schmuck in dem Kofferchen befindet.“

„Wollen wir nicht erst etwas essen, Fred?“ bat Mary, die den Strapazen der letzten Tage und der heutigen langen Schlittenfahrt fast erlag, „ich bin mit einer Bouillon oder auch mit einem Glas Wein zufrieden aber so halte ich es nicht mehr länger aus.“

„Wie du willst. Komm, dort drüben sehe ich ein feines Lokal.“

Er führte sie über die Straße in ein gut aussehendes Restaurant, in dem eine bessere Landbevölkerung zu verkehren schien, denn vor der Tür hielten einige Wagen und Schlitten. Fred wählte einen am Fenster befindlichen leeren Tisch, von wo aus sie einen Ausblick auf die Straße und das in der nächtlichen Beleuchtung doppelt interessante lustige Treiben der Narren hatten.

Im Hintergrunde des Lokales saß ein junger Mann, damit beschäftigt, ein Hühnchen zu zerlegen.

„Wenig genug für zwei Personen,“ brummte er vor sich hin, „besonders, wenn eine davon so gesegneten Appetit hat wie ich und die andere essen kann wie der Graf — hm, wird wohl 'ne zweite Portion fällig werden müssen. Was meinen Sie, Herr Graf?“ wandte er sich an einen Herrn, der hinausgegangen war und eben zurückkam. „Das Tierchen scheint recht gut zu sein — — Aber, was ist Ihnen?“

Schnell wie der Blitz hatte der Angeredete sein Taschentuch hervorgezogen und dieses vor sein Gesicht gepreßt. Dann beugte er sich zu seinem Begleiter hinab und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Dieser fuhr in die Höhe.

„Himmel! Wär's möglich!“ rief er leise, nach dem am Fenster sitzenden Pärchen blickend.

„Was nun?“ fragte der ältere, „sollen wir sie gleich hier festnehmen?“

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Nein, noch nicht, wir wissen ja gar nicht, wo sie die Juwelen versteckt haben. Es wird besser sein, wir folgen ihnen unauffällig. Setzen Sie sich so, daß Sie nicht gesehen werden, mich kennen die Herrschaften ja glücklicherweise nicht.“

Fred und Mary hatten endlich ihre Mahlzeit beendet und verließen das Lokal.

„Sehen Sie,“ flüsterte Harry Taron seinem Begleiter zu, „sie haben, bei Gott, die Juwelen bei sich! Ich müßte mich sehr täuschen, wenn das Kofferchen, das der Bursche so sorgfältig unter seinem Mantel verborgen hält, nicht den von uns so schmerzlich gesuchten Schatz enthielte. Nun schnell, damit sie uns nicht entgehen.“

Langsam folgte Paul de Ronsard und Harry Taron dem Paar.

„Wie wird sich Francois freuen,“ frohlockte Graf Paul, „wenn wir ihm das Kästchen überbringen werden. Hoffentlich ist er noch im Hotel. Wir wollten ja erst um sieben Uhr mit den beiden Kommissaren eine Razzia durch die Kneipen Kölns beginnen. Aber, warum zögern wir eigentlich noch mit der Festnahme? Holla, was ist das?“

Fred und Mary waren in Köln so gut wie

fremd und des Weges daher nicht kundig. Sie hatten eine falsche Richtung eingeschlagen und waren schließlich in eine weniger vornehm aussehende Stadtgegend gelangt. Schon wollten sie wieder umkehren, als sie wie ihre Verfolger plötzlich stehen blieben. Man blickte nämlich auf einen mäßig großen, von alten Häusern umgebenen Platz, in dessen Mitte ein mächtiger Scheiterhaufen geschürt wurde.

„Irgendein alberner Fastnachtscherz,“ brümmte Graf Paul, „kommen Sie, Taron, wir wollen lieber unsere Vögel fangen, ehe sie wieder davonfliegen — nein, zu toll!“

Aus einem im Hintergrunde des Platzes befindlichen Gebäude — die Aufschrift „Goldener Rebstock“ ließ darauf schließen, daß man es mit einer Kneipe zu tun hatte — schwankte eine Schar schreiender, brüllender, in abenteuerliche Fetzen gehüllter Wesen, teils mit, teils ohne Maske. Sie wurde geführt von einem Bajazzo, der mit einer Pritsche nach dem Scheiterhaufen deutete, um den eben eine Gruppe von Narren jauchzend und singend herumhüpfte. Ein Mann mit einem mächtigen Stierhaupt saß auf einem einfachen schwarzen Sarge und blickte in die lodernen Flammen.

„Freilich, wir wollen ihn verbrennen! Der Griesgram soll sterben!“ hörte man brüllen. „Hurra, das ist ein lustiger Spaß, das hat sich Anton Mayer fein ausgedacht. Hurra, werft ihn hinein!“

„Wir wollen gehen,“ bat Mary ihren Begleiter.

„Einen Augenblick noch, ich will nur sehen, was sie eigentlich tun. Ein verrücktes Volk! So 'was könnte nun in London doch nicht vorkommen. Sieh, nun tanzen sie alle lustig um das Feuer. Da . . .“

Der Bajazzo war jetzt auf den Sarg gesprungen und versuchte sich, mit der Pritsche winkend, Gehör zu verschaffen.

„Im Namen des Prinzen Karneval gebiete ich Ruhe,“ brüllte er. „Was verdient derjenige, der die Freuden und Genüsse dieses Lebens und besonders die heutige Karnevalslust stören will? Verdient er nicht den Feuertod?“ beantwortete er selbst seine Frage, dem trunkenen Pöbel die Antwort in den Mund legend.

„Den Feuertod! Den Feuertod!“ gröhnte und johlte alles.

„So werft ihn denn hinein,“ gebot der Bajazzo hinabspringend, „fröhliche Höllenfahrt, Mr. Holmes! Hinein mit ihm in die Glut!“ — — —

In diesem Moment schien der Sarg zu erbeben. Krachend flog der Deckel auf — heraus stürzte ein schwarzer Domino und umflammerte mit eisernen Fäusten den Bajazzo.

„Jeronymo de Falcão, ich erkläre dich für verhaftet!“

Die unerwartete Szene hatte plötzliche Ruhe eintreten lassen. Sprachlos stierten die Betrunkenen auf den Domino, der mit großer Geschicklichkeit dem Bajazzo stählerne Handfesseln angelegt hatte. Nur der Mann mit dem Stierhaupt schien nicht überrascht zu sein.

„Verdammt, portugiesischer Hund!“ schrie er, vor den Gefesselten stürzend, „ha, nimm das zur Erinnerung an Anton Mayer, dessen einzige Schwester du gemordet hast!“

Sherlock Holmes schüttelte ihn heftig an der Schulter.

„Fort, Anton,“ rief er ihm zu, „fort! Ich will mein Wort halten, dich verschonen, aber bedenke, daß du verloren bist, wenn dich ein Schutzmann hier erwischt, fort!“

Einer weiteren Aufforderung bedurfte es nicht mehr. In mächtigen Sätzen sah man den Stierhäuptionen davoneilen. Gleichzeitig stürmte aber auch Harry, gefolgt von dem belgischen Grafen, über den Platz heran. Die durch diese unerwarteten Ereignisse hervorgerufene Regungslosigkeit der Menge war nämlich gewichen. Schreiend und brüllend umringte man den Detektiv und seinen Gefangenen. Mit einigen kräftigen Püffen und Stößen teilten Harry und Graf Paul die Menge und faßten neben Sherlock Holmes Posto. Mit der größten Seelenruhe hatte dieser seinen Domino abgestreift und einen Revolver gezogen.

„Bewacht den Mörder!“ rief er den zu seiner Unterstützung Herbeigeeilten zu. „Ha, Harry, du, und auch Sie, Herr Graf? Hübsches Zusammentreffen, wie? — Zurück! wer noch einen Schritt näher kommt, ist des Todes!“

Damit feuerte er zwei Schreckschüsse in die Luft, was ein lautes Aufkreischen der Weiber zur Folge hatte.

„Ich bin erschossen!“ brüllte eine, indem sie in fliegender Eile davonrannte und aufs heftigste mit Fred und Mary zusammenprallte, die in tödlichem Schrecken entflohen.

„Um Gotteswillen,“ schrie Fred, „fort, Mary, alles ist verloren!“

Krampfhaft hielt er den Koffer fest, packte seine Begleiterin um die Taille und schleifte sie nach einer Droschke.

„Zum Bahnhof!“ schrie er dem Kutscher zu, „aber schnell! Sie erhalten ein großes Trinkgeld!“

Das außergewöhnliche Brüllen und Johlen, der flackernde Scheiterhaufen, endlich aber die zwei Schüsse Sherlock Holmes' veranlaßten selbst an diesem Tage, an dem Erzesse und Belustigungen aller Art in Köln gar nichts Seltenes sind, daß einige Schutzleute herbeistürmten. Bei ihrem Anblick verteilte sich die Menge, denn trotz ihrer Trunkenheit hielt es die grö-

ßere Mehrzahl für besser, nicht mit den Uniformierten in nähere Berührung zu kommen.

In fliegender Hast teilte Harry Taron seinem Meister mit, daß man gerade im Begriff gewesen wäre, Fred und Mary zu verhaften, daß aber beide nicht mehr zu sehen seien. „Hier habe ich gerade das Kostüm eines Armeniers, das ich für den Herrn Grafen besorgte,“ fuhr Harry fort und händigte Sherlock Holmes ein Paket aus.

„Well, mein Junge.“

„Veranlassen Sie, bitte, das weitere, Herr Graf,“ rief Holmes, auf den gefesselten, finster vor sich hinblickenden Verbrecher deutend, „und du, Harry, legitimiere uns.“

Er überließ es den beiden, die Schutzleute von dem vorgefallenen zu unterrichten, stürmte mit langen Schritten über den Platz und bestieg eine Droschke. Der feine Instinkt, der ihn schon so oft geleitet, sagte ihm, daß sich die Verbrecher nur nach dem Bahnhofe gewendet haben könnten, um in irgendeiner Richtung abzureisen. Seine Droschke jagte so schnell, als es nur möglich war, dahin.

Dort öffnete sich ein neuer Straßenzug, aus dessen Hintergrund man den mächtigen Dom emporragen sah. Jetzt näherte man sich ihm, der Wagen sauste um ihn herum, da, dort drüben war der Bahnhof, und dort — dort hielt eine Droschke, aus der eben ein Herr in mittelalterlicher Tracht und eine Dame stiegen.

„Schnell! Schnell!“ schrie der Detektiv.

Und auf die Gefahr hin, einige Masken zu überfahren, hieb der Kosselenker, dem ein fürstliches Trinkgeld und völlige Straflosigkeit in Aussicht gestellt waren, auf seine Pferde ein.

Schon wollte das Pärchen im Gebäude verschwinden, da griff eine eiserne Faust dem Engländer ins Gesicht.

„Lüftet die Maske, edler Spanier,“ höhnte Sherlock Holmes, „Sie, Fred Morris, und Ihre Begleiterin, Mary Smith, sind die Räuber der belgischen Kronjuwelen!“

* * *

Am selben Abend vereinigte ein solennes Mahl die beiden Grafen de Ronsard, Sherlock Holmes, Harry Taron und zwei höhere Polizeibeamte in einem feinen Hotel der alten Rheinstadt.

„So wird es also doch kommen, wie ich es gesagt habe,“ lächelte Holmes, nachdem er alles erzählt hatte. „England hat ältere Rechte an den Herrn Grafen de Falcão, er wird dorthin ausgeliefert und darf in London baumeln. Sein Kumpan, dessen Namen ich aber nicht nennen will, meine Herren,“ wandte er sich lächelnd an die beiden Kölner Beamten, „weil ich ihm ja versprochen habe, daß ich nicht zu seiner Verhaftung beitragen werde, wird höchstwahrscheinlich demnächst irgendwo den Lohn seiner Taten finden, und Fred und Mary, ja, was macht man mit denen?“

„Groß würde die Strafe hier in Deutschland nicht ausfallen,“ meinte einer der Kommissare, „wenigstens nicht im Vergleich zu dem, was Falcão erwartet. Etwas gezwickt werden sie jedenfalls auch werden, und das kann ihnen nicht schaden. — — —

Sie aber, meine Herren, fordere ich auf, unsern verehrten Kollegen, den genialen Detektiv, Mr. Sherlock Holmes, hoch leben zu lassen. Hoch, hoch, hoch!“

~~~~~

Titel der nächsten Nummer (59): **Um einen Thron.**

~~~~~

Einbanddecken

farbige, für 25 Bände passend, sind soeben erschienen und durch jede Buch- und Papierhandlung zu beziehen.

Preis pro Decke 40 Pf. (bei direkter Zusendung 10 Pf. Porto extra).

Interessant für Jung und Alt!

Neu!

Texas Jack

10 Pf.

der berühmteste Indianerkämpfer.

Erinnerungen und Abenteuer des grossen Kundschafters der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

In jeder Woche erscheint ein hochinteressanter, in sich abgeschlossener Band — 32 Seiten stark — zum Preise von

10 Pfennig.

Titel der ersten Bände:

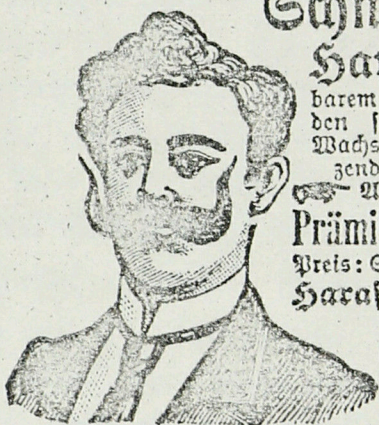
- | | |
|--|---|
| 1. Band: Ein Held von sechzehn Jahren. | 14. Band: Jane Golding, die Banditenkönigin. |
| 2. Band: Die Raben von San Francisco. | 15. Band: Wie Texas Jack seinen Vater fand. |
| 3. Band: Das Gespenst von Fort Leaton. | 16. Band: Die Blutpost von Farmington. |
| 4. Band: Das Blutbad von Camp Lancaster. | 17. Band: Der Millionendieb von San Francisco. |
| 5. Band: Der letzte König der Comanchen. | 18. Band: Die Hochzeit von Buena-Vista. |
| 6. Band: Die Goldgräber von Arizona. | 19. Band: Die Zerstörung von Troja. |
| 7. Band: Texas Jack als Detektiv. | 20. Band: Barnum und Texas Jack. |
| 8. Band: Das geheimnisvolle Schloss in Mexiko. | 21. Band: Indianer-Treue. |
| 9. Band: Das Geheimnis des Trappers Ben Bärenklau. | 22. Band: Die schwarze Hand von Texas. |
| 10. Band: Die rote Squaw. | 23. Band: Der Zauberer vom Prescott-park. |
| 11. Band: Der Skalp mit dem blonden Mädchenhaar. | 24. Band: Im Luftballon über den „Wilden Westen“. |
| 12. Band: Die Rache des Mormonen. | |
| 13. Band: Ein Ritt am Tode vorüber. | |

Zu beziehen durch jede Buch- u. Papierhandlung, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages für die gewählten Bändchen vom

VERLAGSHAUS, BERLIN SO. 26.



Garantie: Bei Nichterfolg
Betrag zurück.



Schnurrbart! Streng reell!

Harasin unterstützt den Haar- und Bartwuchs mit wunderbarem Erfolge. Wo kleine Härchen vorhanden sind, entwickelt sich rasch üppiges Wachstum, was durch Hunderte von glänzenden Dankschreiben nachgewiesen ist. **Wertzlich begutachtete Wirkung.**

Prämiiert: Goldene Medaille Marseille. Preis: Stärke 12 Mt., St. 11 3 Mt., St. 11 4 Mt.

Harasin ist einzig und unerreicht bestehend, v. Sachverständigen, staatl. approb. Polizei-Chemiker, Wertzten usw. geprüft, warne deshalb vor wertlosen, mitunter sehr billigen Methoden, die mit großem Geschrei angepriesen werden.

Postversand direkt durch: **Kosmet. Laboratorium „Violetta“, Nürnberg 183.** Herr Th. in C. schreibt: Da mein Freund durch Ihr Harasin in 3 Wochen einen flotten Schnurrbart bekommen hat, so ersuche um Zusendung einer Dose Stärke II zu 3 Mk. v. Nachn. Depots in Berlin: **Max Schwarzlois, Hoflieferant S. M. des Kaisers, Königsstr. 59.** Hamburg: **E. Lübbers, Gr. Bleichen 20.** München: **G. Boltzhardt, Theresienstr. 55.** Leipzig: **Dr. Möllus, Markt 12.** Wien: **E. Bieker, Mariaböckerstr. 84.**

SPORT **SPORT**

Thaddäus Robl „Der Ringkampf“
„Der Radrennsport“ von Dr. Georg Zadig.

Elegant broschiert Mk. 1,80
„ gebunden „ 2,20

In diesem Buche bemüht sich Thaddäus Robl, das Wesentlichste des modernen Radrennsports zusammenzufassen und die Art und Weise seines Trainings zu schildern.

Ausführliche Prospekte hiervon sowie vollständ. Verzeichnisse der „Bibliothek für Sport und Spiel“ umsonst und portofrei vom

Sportverlage Grethlein & Co., Leipzig.

Mit ca. 150 Abbildungen der bekanntesten Professionalringer, wie: Koch, Siegfried, Sirenge, Sturm, Dieckmann, Lurich, Burghardt, Laurent le Beaucastrois, Omer de Bouillon, Aberg, Romanow, Petrow etc. etc.

Elegant broschiert Mk. 3,20
„ gebunden „ 3,80



Entüllte menschl. Macht!

oder Geheime Mächte. Grösstes Aufsehen erregend, einzig prakt. Lehrbuch von Dr. Ag. Jam zur Entfaltung verborgener, geheimer Gewalten nach neuester Methode. Die Geheimnisse, grösste Erfolge u. Vorteile jed. Art zu erringen. Bezwingender Einfluss auf andere, ohne deren Wissen u. Willen. Geheime Liebesmacht. Einziger Weg zum Glück, Wohlstand, Gesundheit, Energie, Körperkraft u. Geistesfrische! Preis 1,70 M. zu folg. garant. Gross. ill. Bücherkatal. grat. **Kienfels Verlag 176, Dresden 19.**

Ein wahrer Schatz für alle durch jugendliche Verirrungen Erkrankte ist das berühmte Werk:
Dr. Retau's Selbstbewahrung
84. Aufl. Mit 27 Abbildungen. Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der an den Folgen solcher Laster leidet. Tausende verdanken ihm ihre Wiederherstellung. Zu beziehen durch das Verlags-Magazin in Leipzig, Neumarkt 21, sowie durch jede Buchhandlung.

Insertate in dieser Wochenschrift haben sicheren Erfolg!
Preis für die Nonp.-Zeile nur 1,50 M.

Preis des abgeschlossenen, mit farbenprächtigem Bilde geschmückten Bandes in Quartformat **nur 20 Pf.**



Aus den Geheimnissen der Welt-Defektivs.

Titel der ersten Bände:

- | | |
|--|--|
| 1. Band: Das Geheimnis der jungen Witwe. | 23. Band: Das Gespenst von Milster Castle. |
| 2. Band: Die blutigen Juwelen. | 24. Band: Im Sarge neben der Höllmaschine. |
| 3. Band: Das Rätsel am Spieltische. | 25. Band: Der wiedererstandene Tote. |
| 4. Band: Die Tochter des Wucherers. | 26. Band: Der Lumpensammler von Paris. |
| 5. Band: Die Menschenfalle im alten Hause. | 27. Band: Die Eheirung der Lady Ruth. |
| 6. Band: Der verschwundene Bräutigam. | 28. Band: Oceana, die Königin der Luft. |
| 7. Band: Die Spürnase des Oberkellners. | 29. Band: Die heimliche Gattin des Grossfürsten. |
| 8. Band: Die Geliebte des Staatsanwalts. | 30. Band: Die Giftmischerin von Castle Rock. |
| 9. Band: Die Lady mit d. Kanarienvibrant. | 31. Band: Die schöne Krankenschwester. |
| 10. Band: Der Mann mit den sieben Frauen. | 32. Band: Der Dolch des Negus. |
| 11. Band: Blackwell, der Themse-Pirat. | 33. Band: Die Leuchtkäfer von New York. |
| 12. Band: Die Falschmünzer von London. | 34. Band: Der Schmugglerkönig von Andorra. |
| 13. Band: Das Spitzenkleid der Königin. | 35. Band: Der Raub des Grafenkindes. |
| 14. Band: Das Geheimnis der Goldgräberhütte. | 36. Band: Eine verhängnisvolle Liebschaft. |
| 15. Band: Der Schatz des Sklavenhändlers. | 37. Band: Das Grab im Leuchtturm. |
| 16. Band: Nur ein Tropfen Tinte. | 38. Band: Mörderin aus Elfersucht. |
| 17. Band: Genie und Wahnsinn. | 39. Band: Die Rache der Kamorra. |
| 18. Band: Wie Jack, der Aufschlitzer, gefasst wurde. | 40. Band: Das Mysterium des Turmzimmers. |
| 19. Band: Der verräterische Kodak. | 41. Band: Eine Erscheinung aus dem Grabe. |
| 20. Band: Im Café National. | |
| 21. Band: Der polnische Jude. | |
| 22. Band: Ein adliger Langfinger. | |

Jeder Band obiger Sherlock Holmes-Erlebnisse kostet nur 20 Pf.
Geschmackvolle Einbanddecken, für 25 Bände passend, 40 Pf.

Jede Buch- und Papierhandlung liefert die Bände und die Einbanddecken, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages das

Verlagshaus, Berlin SO. 26, Naunynstrasse 38.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, preisgekrönt, gold. Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garant. unschädlich. Aerztlich empf. Streng reell — kein Schwindel. Viele Dank-schreib. Preis Kart. mit Gebrauchsanweis. 2 Mk. Postanw. od. Nachn. inkl. Porto. Hygien. Institut D. Franz Steiner & Co., Berlin 225, Königsgratzer Strasse 78.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuester Katal. grat. Geg. Eins. v. 20 J versch. Vogel & Co., Leipzig-Pl. 102.

Goldkörnchen d. Wissens. — Kataloge (hochinteressant) versendet gratis. W. Mähler, Leipzig 465

Bücher-Katalog (hochinteressant) versendet gratis. Fritz Casper & Co., Dresden 16 95.

Damen — Herren

empfehle ich, in ihrem eigenen Interesse meine interess. illustr. Preisliste gratis und franko zu verlangen. Gegen 30 Pf. in Marken verschlossen. Brief ohne Firma. **Heinr. Küppers Ncht., Köln a. Rh. No. 936**